ABC Nachrichten

ABC
ARBEITSKREIS
BEKENNENDER
CHRISTEN IN BAYERN

2021.1

- *Vorwort zum Thema „Wie politisch kann Kirche sein?“* Seite 2
- *Bericht von der digitalen Herbsttagung der Landessynode* Seite 6
- *Imagine there’s no heaven – wirklich?* Seite 9
- *Wie ein Leserbrief zu einem Skandal gemacht wurde – Interview mit Pfarrer Dr. Matthias Dreher* Seite 14
- *Pfarrer Dr. Dreher – ein Fallbeispiel für den Umgang mit einem Pfarrer?* Seite 20
- *Ethisch fragwürdig: Zum Seenotrettungsprojekt der EKD* Seite 21
- *Was hat das mit Kirche zu tun?* Seite 23
- *Wofür schlägt das Herz?* Seite 24
- *Diesseits-Theologie und Politisierung* Seite 25
- *Jesus als Mitte der Geschichte – Buchvorstellung* Seite 30
- *Gott, mein Kumpel* Seite 33
- *Rückblick auf den Christustag Bayern 2020* Seite 36
- *Kasseler Memorandum des Netzwerks Bibel und Bekenntnis* Seite 39
- *ABC intern: Gespräch mit dem Landeskirchenrat / Termine* Seite 42
- *Geistlicher Impuls* Seite 44

Wenn der Himmel verloren geht ...

Die Folgen der Politisierung der Kirche

Liebe Leserinnen und Leser!

Wie politisch soll die Kirche sein? Diese Frage beschäftigt uns im ABC immer wieder. Zu diesem Themenkreis wenden sich auch die meisten Anfragen und Rückmeldungen von außen an den ABC – mehr als zu bestimmten umstrittenen Lehrfragen. Diese Ausgabe der ABC-Nachrichten geht schwerpunktmäßig auf diese Frage ein und liefert verschiedene Beiträge, die zum Umfeld dieser Frage gehören und sie in ihre großen theologischen Zusammenhänge zu stellen versucht.

Die Frage, wie politisch Kirche sein solle, ist ja so allgemein und weitläufig, dass man Acht geben muss, bei der Beantwortung nicht aneinander vorbeizureden. Was ist mit ‚Kirche' gemeint? Und was wird unter ‚politisch' verstanden? Bei Kirche könnte die weltweite Christenheit genauso gemeint sein wie kirchenleitende Gremien, ein einzelner Pfarrer oder eine Kirchengemeinde. Eine umfassende EKD-Denkschrift kann ebenso als politisch aufgefasst werden wie ein einzelner Satz aus einer Predigt, wie ein Kommentar eines Bischofs, Gespräche von Kirchenleitungen mit Parteiführungen oder wie das Glockenläuten zum Sonntagsgottesdienst.

Politisch heißt zunächst einfach „öffentlich". Selbstverständlich ist die Kirche in diesem weiten Sinne politisch, weil beinahe ihr ganzes Handeln nicht im privaten, sondern im öffentlichen Raum stattfindet. Das Evangelium wird öffentlich verkündet (CA XIV); nach dem Willen Jesu sollen seine Nachfolger das, was er ihnen „in das Ohr" sagt, „auf den Dächern" verkünden (Matthäus 10,27). Als Christen, als Kirche wollen wir alle Menschen, die ganze Öffentlichkeit, mit dem Wort Gottes erreichen. Das ist im weitesten Sinne politische Einflussnahme. Wenn ein Mensch Christ wird, dann hat das für gewöhnlich Auswirkungen auf seine Werte und damit unter Umständen auf seine ganze Lebensführung; dies hat wiederum Auswirkungen auf sein Umfeld, seine Familie, seinen Arbeitsplatz, seinen Freundeskreis usw., also auf die Gesellschaft im Kleinen. **Mithin hat eine Bekehrung eine politische Dimension.** Also haben kirchliche Diakonie und Bildungsarbeit, aber auch Liturgie und Seelsorge in diesem weiten Sinne eine politische Dimension.

Ebenso unumstritten dürfte sein, dass es nicht nur gut ist, sondern zur wichtigen und schweren Aufgabe der Kirche gehört, *allen* Menschen ins Gewissen zu reden und den Willen Gottes zu bezeugen. Dabei ist in angemessener Form aufzuzeigen, wo gesellschaftliche Zustände und Entwicklungen, staatliche Gesetzgebung oder das Handeln bestimmender Institutionen, Interessensverbände oder anderer einflussreicher Teile der Gesellschaft vom Willen Gottes abweichen und welche Konsequenzen dies hat. Diese politische Aufgabe der Kirche kann vom Amt der alttestamentlichen Propheten abgeleitet werden, die eben nicht nur intern, d.h. zum Volk Gottes geredet haben, sondern auch zu anderen Völkern. Diese sog. Fremdvölkersprüche waren aus Sicht der anderen Völker

und ihrer Herrscher ganz sicher eine Autoritätsanmaßung und Einmischung in fremde Angelegenheiten. Heute wird diese Aufgabe sinnvollerweise von den Inhabern der theologischen Lehrstühle wahrgenommen, sofern sie als freie Wissenschaftler das Selbstverständnis haben, in diesem Sinne der Kirche zuzuarbeiten, aber auch von durch Kirchenleitungen beauftragten Personen und Gremien. Diese Arbeit, die ja eine eingehende Recherche und eine geübte Urteilsfindung umfasst, kann schwerlich in der gebotenen Qualität von Bischöfen und Synoden geleistet werden. Insofern halte ich die politische Orientierung, die durch EKD-Denkschriften und ähnliche ausführlichere Veröffentlichungen zu einschlägigen Themen gegeben wird, grundsätzlich für richtig. Ob sie inhaltlich im Einzelfall schriftgemäß sind, ist eine andere Frage.

Dass sich in einem demokratischen System kirchliche Amtsträger von parteipolitischem Engagement enthalten, ist weithin Konsens, auch wenn diese Selbstdisziplin in der Praxis nicht immer ausreichend geübt wird. Höchst unterschiedlich wird darüber geurteilt, wie konkret sie jenseits von klar erkennbaren parteipolitischen Äußerungen zum aktuellen gesellschaftlichen Leben Stellung nehmen sollten. Aus meiner Sicht sollten sie, eben *weil* sie kirchliche Amtsträger sind – ganz gleich auf welcher Ebene, ob ordiniert oder nicht – bei der Kommentierung gesellschaftlicher Vorgänge, deutlich mehr Zurückhaltung üben. Dies ist im Wesentlichen denen vorbehalten, die – auch als Christen – ein politisches Mandat innehaben bzw. in anderen öffentlichen Ämtern in Erscheinung treten. Wenn sich dagegen Christen politisch äußern, die bekanntermaßen ein kirchliches Amt innehaben, kann das der Kirche schaden.

Ich versuche näher zu beschreiben, was mich stört und wo ich den Schaden sehe: **Mich stört die Häufigkeit politischer Kommentare ranghoher kirchlicher Amtsträger. So entsteht sowohl für Kirchenmitglieder als auch für Außenstehende ein schiefes Bild von den Aufgaben z.B. eines Bischofs.** Analog erhebt sich die Frage nach der Aufgabe der EKD-Synode, wenn man die Themen betrachtet, mit denen sie sich beschäftigt. So standen in den letzten Jahren neben vielen wichtigen kirchlichen Themen auch Beschlüsse zur Demokratieförderung, zu einem starken Lieferkettengesetz, zur Europawahl 2019, zur Wohnungsnot in Deutschland, zum Kohleausstieg oder zur Modernisierung der Pflege-ausbildung auf der Tagesordnung. Schwerpunktthemen sind für die EKD in den letzten Jahren offensichtlich, weil jährlich wiederkehrend, die Flüchtlingspolitik und die Klima-gerechtigkeit in der EU. (Siehe auch S. 23)

Mich stört gar nicht so sehr die inhaltliche Ausrichtung solcher über die kirchlichen Pressestellen platzierten Einwürfe ins politische Leben als vielmehr ihre pure Häufigkeit. Auf diese Weise erfährt das bischöfliche Wort in der Öffentlichkeit m.E. einen inflationären Werteverlust. Es bewirkt gerade nicht, dass sich die Kirche als wichtige Stimme der

Gesellschaft erweist. Zudem: Je häufiger und konkreter kirchliche Amtsträger das gesellschaftliche Leben kommentieren, desto kurzatmiger werden ihre Stellungnahmen. **Für eine vom Geist Gottes durchdrungene Kommentierung braucht es aber eine Art heilige Distanz zum Geschehen. Andernfalls kommt die prophetische Tiefe abhanden.**

Auf zwei Schäden für die Kirche möchte ich besonders hinweisen: Erstens: Durch politische Stellungnahmen von kirchlichen Amtsträgern besteht die Gefahr der Polarisierung, ja der Ausgrenzung innerhalb der Kirche. Kirchenmitglieder vertreten eine breite Palette politischer Meinungen, und soweit diese dem Wort Gottes nicht widersprechen, müssen diese auch mit gutem Gewissen und in aller Freiheit vertreten werden dürfen. Schnell wird jedoch diese Freiheit durch Kommentare eines kirchlichen Amtsträgers zu gesellschaftspolitischen Themen – zumindest subjektiv – eingeschränkt. Und wenn sich kirchliche Stellungnahmen zu nahtlos an den politischen *mainstream* anpassen, kann man sich unversehens ausgegrenzt vorkommen, ja gar in einen *shitstorm* geraten, wie es jüngst der Nürnberger Pfarrer Dr. Matthias Dreher erlebte. Aus diesem Grund gehen wir in diesem Heft näher auf seinen „Fall" ein.

Zweitens: Häufige öffentliche Äußerungen kirchlicher Amtsträger zum gesellschaftlichen Leben bewirken eine Ethisierung bzw. Moralisierung der Botschaft, die uns als Kirche anvertraut ist. Das hängt zum einen damit zusammen, dass wir als Kirche häufig – und in der Regel zurecht – auf gewisse Werte und Haltungen hinweisen. Dadurch erscheint die Kirche jedoch in der öffentlichen Meinung stark als Hüter und Mahner der Moral. Dass es im Bereich der Moral wesentlich größere Schnittmengen mit anderen weltanschaulichen Positionen gibt als im Bereich der Glaubenslehre, kann und sollte auf der einen Seite durchaus als Anknüpfungspunkt genutzt werden. Auf der anderen Seite enthält dies aber auch die Gefahr, dass das spezifisch Christliche nicht mehr erkennbar ist, sondern in allgemeinen humanistischen Vorstellungen aufgeht. Selbst die interne Presseabteilung des Landeskirchenamtes erliegt dieser Gefahr immer wieder, wenn aus einer Karfreitagspredigt die Pressemitteilung mit der Überschrift wird „Karfreitag: Hass und Gewalt dürfen keinen Platz in unserem Miteinander haben" (17.4.2019), oder aus einer anderen Predigt „Die Erneuerung Europas braucht die Überwindung der Angst" (22.1.2020). Das ist in dieser Form zu banal; die Inhalte der Überschriften stellen politische Allgemeinplätze dar.

Dazu kommt die Eigendynamik in der journalistischen Rezeption kirchlicher Nachrichten. Moralische Kurzbotschaften sind in den Augen säkularer Medien schlicht und ergreifend die verständlichsten. Im Zusammenhang mit dem Recht der Presse, die Überschriften selbst zu formulieren, führt das bisweilen zu krassen theologischen Verzerrungen. So titelte z.B. der Evangelische Pressedienst (epd) über die Bischofsrede bei der jüngsten Herbstsynode: „Bischof: Kein Platz in Kirche für Extremisten und Corona-Leugner". Als ich unserem Landesbischof daraufhin direkt meine Verwunderung über diese neue Ekklesiologie mitteilte, gab er mir sofort Recht: Er sei unglücklich mit dieser Überschrift,

die die reformatorische Grundunterscheidung zwischen dem Menschen und seinen Taten aufhebe und so einen falschen Eindruck seiner Aussagen wiedergebe.

Ich weiß: Es dürfte schwer sein, dem starken Sog und den kaum steuerbaren Wirkungen öffentlicher Präsenz zu entgehen, solange wir als Kirche mit der Gesellschaft so eng verzahnt sind. Darin liegen Stärke und Schwäche zugleich. Eine wertvolle, wegweisende Spur finde ich in Dietrich Bonhoeffers fragmentarischen Überlegungen „Über die Möglichkeit des Wortes der Kirche an die Welt". Seinen außerordentlich strengen, konsequent von seiner Christologie her ausgeführten Ansatz möchte ich verinnerlichen, um einen neuen Zugang zum öffentlichen Auftreten der Kirche zu finden:

„Das Wort der Kirche an die Welt kann kein anderes sein als das Wort Gottes an die Welt. Dieses heißt: Jesus Christus und das Heil in diesem Namen. ... Das Denken, das von den menschlichen Problemen ausgeht und von dorther nach Lösungen fragt, muss überwunden werden; es ist unbiblisch. Nicht von der Welt zu Gott, sondern von Gott zur Welt geht der Weg Jesu Christi und daher der Weg alles christlichen Denkens. Das bedeutet, dass das Evangelium sein Wesen nicht darin hat, weltliche Probleme zu lösen, und dass darin auch nicht die wesentliche Aufgabe der Kirche bestehen kann." (D. Bonhoeffer, Ethik, hg. v. E. Bethge, S.278)

Ich hoffe, dass Ihnen dieses Heft hilfreiche Impulse gibt und wünsche Ihnen Gottes Schutz und Segen im Jahr 2021!

Ihr

Till Roth

Till Roth
Dekan und 1. Vorsitzender des ABC Bayern

Ein Riesenprojekt – trotz sinkender Kirchensteuereinnahmen

Bericht von der digitalen Herbsttagung der Landessynode

Von Uli Hornfeck
und Martin Seibold

Die Landessynode traf sich zu Ihrer Herbsttagung 2020 zum ersten Mal vollständig

Synodenpräsidentin Dr. Annekathrin Preidel

digital. Das Präsidium, unterstützt durch ein tatkräftiges Team von Helfern, leitete die Plenarsitzungen vom Landeskirchenamt in München aus, die Synodalen saßen zu Hause an ihren Endgeräten. Der Ablauf war sehr gut organisiert und ermöglichte ein reibungsloses Arbeiten. Allerdings wurde auch deutlich, dass die intensive Kommunikation herkömmlicher Tagungen nicht möglich ist und fehlt, und dass auch die geistliche Dimension einer Zusammenkunft eines kirchenleitenden Organs in einer Präsenzveranstaltung eher zu spüren ist. Digitale Entscheidungswege bzw. Entscheidungen gestalten sich einfach anders als analoge.

Zentrales Thema der Tagung waren die Finanzen unter den Bedingungen der Coronakrise. Sie führt zu Mindereinnahmen insbesondere bei der Kirchensteuer und erforderte die Erstellung eines Nachtragshaushaltes für 2020 sowie eine zurückhaltende **Haushaltsplanung 2021**. Um die Einschnitte nicht zu groß zu machen möchte man erreichen, dass in der Summe der drei Jahre von 2021 bis 2023 die Ausgaben die Einnahmen nicht übersteigen. Das bedeutet im Ergebnis für 2021 eine Kürzung der Ausgaben um EUR 32 Mio. gegenüber 2020. Bereiche, die der Vorsteuerung unterworfen sind (und die überproportional von den hohen Kirchensteuereinnahmen der letzten Jahre profitiert haben), müssen wegen unvermeidbarer Kostenmehrungen (z.B. Tarifsteigerungen) zu Einsparungen kommen. Die Kirchengemeinden hingegen können 2021 im innerkirchlichen Finanzausgleich mit einem kleinen Plus von EUR 1,2 Mio. auf EUR 148,2 Mio.rechnen, da sie nicht der Vorsteuerung unterworfen sind.

Das zweite große Thema dieser Tagung war der **Evangelische Campus Nürnberg (ECN)**. Es handelt sich um ein Bauprojekt mit einem Volumen von rund EUR 178 Mio. in zentraler Lage von Nürnberg. Das Gebäude, das die Landeskirche vor wenigen Jahren gekauft hat, soll umgebaut und einer „hybriden" Nutzung als Dienstimmobilie für kirchliche Einrichtungen und Ertragsimmobilie für externe Mieter zugeführt werden. Das Zusammenführen verschiedener kirchlicher Einrichtungen (z.B. Evangelische Hochschule Nürnberg, Fachschulen der Rummelsberger Diakonie, Amt für Gemeindedienst, Amt für Jugendarbeit, Gottesdienstinstitut) folgt laut SYNODEN-

So stellen sich die Macher den „Evangelischen Campus Nürnberg" vor

info der Vision: „Wo mehrere kirchliche Einrichtungen und 2000 Studierende sich täglich unter einem Dach treffen, befruchten und unterstützen sie sich gegenseitig, es entsteht ein Raum für Bildung, Beratung und Begegnung, also ein „Evangelischer Campus Nürnberg"." Die Rendite soll 3% betragen.
In einer teils lebhaften Debatte wurden das Signal, das durch dieses Projekt in die Gesellschaft ausgesendet wird, der Zeitpunkt, das Gesamtvolumen sowie die errechnete Rendite kritisch diskutiert und auch die Frage nach dem gegenseitigen Vertrauen aufgeworfen. Besonders wurde betont, dass die Entwicklung der Finanzausstattung von Kirchengemeinden von diesem Bauprojekt nicht berührt sei. Im Ergebnis entschied sich die Synode bei 91 Ja-Stimmen, 6 Nein-Stimmen und 4 Enthaltungen für das Projekt. Bleibt zu wünschen, dass dieses Projekt die erhoffte Wirkung entfaltet, in einer Stadt, in der der evangelische Bevölkerungsanteil im Jahr 2019 noch 25,2% betrug.

(Notiz am Rande: Was in der Landeskirche gilt, gilt mal wieder nicht in Kirchengemeinden. Am Montag (!) nach der Synodaltagung vermeldete der Evangelische Pressedienst, kurz epd: „Doch genau diese Mischnutzung, die neben der kirchlichen auch eine privatwirtschaftliche Nutzung vorsähe, sei von der Kirchenbehörde in München abgelehnt worden, weil man damit „schlechte Erfahrungen" gemacht habe." Gemeint war die von der Kirchengemeinde Karlshuld im Landkreis Neuburg-Schrobenhausen konzipierte hybride Nutzung des denkmalgeschützten Pfarrhauses als Pfarrwohnung und Vermietung an Externe.)

Der Beschluss zur **Landesstellenplanung** wurde um ein halbes Jahr auf die Frühjahrssynode 2021 verschoben, der Umsetzungszeitraum analog auf den 30.06.2024. Abgelehnt wurde eine Eingabe aus dem Dekanat Fürth zu diesem Thema, die forderte, die Reduzierung der Gemeindestellen um weniger als 10% vorzunehmen und eine Zahl von 5% zu prüfen. Dies war insofern bemerkenswert, als sich die Eingabe explizit auf die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung 5 bezog, deren Ergebnisse „eindrücklich die Relevanz von öffentlich präsenten Pfarrerinnen und Pfarrern in ihrer Rolle als Identifikationsfiguren der evangelischen Kirche“ zeigen, wie es dort selbst heißt. Die Stellungnahme des Landeskirchenrats ging leider an keiner Stelle auf dieses Argument ein. Es verwundert schon sehr, dass die Kirchenleitung(en) diese in ihrer eigenen Studie gefundene Erkenntnis nicht dankend aufgreifen und den dort aufgezeigten Weg konzeptionell angehen, um dem Mitgliederschwund der Kirchen zu begegnen. Die in der Eingabe implizit geforderte Erhöhung der so genannten „Pastorationsdichte“ wäre eine gute Möglichkeit gewesen.

In diesem Zusammenhang gewinnen auch die neuesten Zahlen zur **Personalprognose** der kirchlichen Mitarbeiter immer größere Bedeutung. Bereits ab 2023 werden wir demnach mehr Pfarrstellen haben als Pfarrer. Der Trend wird sich fortsetzen, wenn ab Mitte des Jahrzehnts vermehrt Ruhestandseintritte zu erwarten sind. Oberkirchenrat Dr. Hans-Peter Hübner nannte die Zahl 50% der bestehenden Pfarrdienstverhältnisse im Jahr 2035. Dies erfordere auch eine Reduzierung der Zahl der Pfarrdienstwohnungen, was man ab 2021 bei der Fortschreibung der strategischen Gebäudekonzeptionen in den Blick nehmen werde.

Vor diesem Hintergrund ist die Zustimmung der Synode zu einem Antrag zur **Ausbildung von Pfarrverwaltern** zu begrüßen. Danach wird der Landeskirchenrat gebeten, eine Gesetzesinitiative zu starten, die den Zeitraum der beruflichen Bewährung für Pfarrverwalter von 10 auf 6 bis höchstens 8 Jahre verringern soll, mit dem Ziel dieser Personengruppe mehr

Oberkirchenrat Dr. Hans-Peter Hübner

Wertschätzung entgegenzubringen und ihre Tätigkeit als Pfarrverwalter zu verlängern. Über den Antrag hinaus bittet die Landessynode den Landeskirchenrat „um eine Evaluation der unterschiedlichen Zugänge zum Pfarramt mit dem Ziel einer gegenwartsadäquaten, zukunftsorientierten Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung.“ Inwieweit dies dazu führt, den Pfarrberuf für Absolventen auch außerhalb der bisher zugelassenen Ausbildungsgänge zu öffnen, bleibt abzuwarten. Die erwartete Entwicklung der Personalzahlen macht dies eigentlich unumgänglich. ■

Imagine there’s no Heaven

Von Dr. Ralf Frisch

„Imagine there‘s no Heaven. It‘s easy if you try.
No hell below us. Above us only sky.
Imagine all the people living for today.
Imagine there‘s no countries. It isn‘t hard to do.
Nothing to kill or die for. And no religion too.
Imagine all the people living life in peace.
You may say that I‘m a dreamer.
But I‘m not the only one.
I hope someday you‘ll join us.
And the world will be as one.“ [1]
John Lennon (1971)

Vor einigen Jahren lud einer meiner Studenten während einer Andacht dazu ein, John Lennons Lied „Imagine“ zu singen. Wenn mir meine Erinnerung keinen Streich spielt, teilte er nicht nur ein Liedblatt, sondern auch Feuerzeuge aus, die man beim Singen rhythmisch hin und her schwenken sollte.

„Warum haben Sie nicht mitgesungen?“, fragte er mich vorsichtig nach der Andacht. Er hatte gemerkt, dass ich das Liedblatt schnell zur Seite gelegt und vielleicht ein wenig zu demonstrativ meine Arme vor der Brust verschränkt hatte. „Weil es ein zutiefst atheistisches Lied ist“, sagte ich. Mein Student war schockiert. „Aber das Lied ist doch toll“, sagte er. „Es ist darin so viel von Frieden, vom Teilen und von der Einen Welt die Rede.“ Wie ich darauf komme, dass es atheistisch sei, wo es doch den wunderschönen Traum einer versöhnten Menschheitsfamilie träume, in der alle füreinander da sind, jedem alles gehört und niemand mehr hungern muss. „Wäre das nicht das Reich Gottes, also der Himmel auf Erden?“, fragte er mich.

Vor Corona: Ralf Frisch im Gespräch während einer Synodentagung.

„Eben das ist ja das Problem“, antwortete ich – und füge an dieser Stelle gleich hinzu, dass dieses Gespräch das erste von vielen und der Beginn eines geistreichen theologischen Austauschs mit einem klugen jungen Mann war. „Welches Problem?“, fragte er. „Das Problem“, sagte ich, „dass es in diesem Lied keinen Himmel mehr gibt, der auf die Erde kommen könnte. Und weil es

[1] *Ich versuche eine deutsche Übersetzung, die natürlich lange nicht so lyrisch und eingängig ist wie John Lennons Original, zumal im Deutschen der Unterschied zwischen „heaven“ und „sky“ nicht wiedergegeben werden kann, da wir in unserer Sprache beide Wirklichkeitssphären „Himmel“ nennen. John Lennon singt: „Stell dir vor, es gibt keinen Himmel. Es ist nicht schwer. Keine Hölle unter uns. Über uns nur das Weltall. Stell dir vor, alle Menschen würden nur für das Heute leben. Stell dir vor, es gäbe keine Länder. Es ist nicht schwer. Nichts, wofür Menschen töten oder sterben. Und auch keine Religion. Stell dir vor, alle Menschen würden in Frieden leben. Du wirst sagen, ich sei ein Träumer. Aber ich bin nicht der Einzige. Ich hoffe, eines Tages wirst du dich uns anschließen. Und die Welt wird Eine Welt sein.“*

ihn nicht gibt, diesen Himmel, muss man annehmen, dass es für John Lennon keine göttliche Sphäre, letztlich gar keinen Gott, sondern nur das Diesseits unserer Erde gibt, auf der wir ohne Gott mit uns selbst allein sind. Aber was sollte uns Menschen dann davor bewahren, nicht der Freund des Menschen, sondern des Menschen Wolf zu sein? Was sollte uns davon abhalten, massakrierend übereinander herzufallen, statt einander Feuerzeuge schwenkend in die Arme zu fallen? Warum sollte es diesen Menschen zuzutrauen sein, nichts als Liebe und nicht auch Krieg zu machen? Wie um Himmels willen kann man zumal nach Auschwitz, Hiroshima und Nine Eleven auf die Idee kommen, im Herzen des Menschen brenne nur das Feuer der göttlichen Liebe und Güte und nicht auch das Feuer, mit dem sich ein Weltbrand entfachen lässt?“

Dann zitierte ich Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“. Jean Paul sagt: „Wenn jedes Ich sein eigner Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgeengel sein?“ Und ich sagte: „Ja, zweifellos stimmt es, dass das Blut, das in der Menschheitsgeschichte im Namen Gottes und im Namen der Religion immer wieder vergossen wird, zum Himmel schreit. Vergossen wird dieses Blut im Namen der Religion übrigens wohl vor allem deshalb, weil ja gerade der religiöse Mensch besonders anfällig dafür ist, sich absolut im Recht zu wähnen und im Auftrag Gottes, also im Namen der letzten Wahrheit zu handeln. Man glaube aber deshalb nur nicht, dass die Welt auch nur einen Deut besser wäre, wenn es auf Erden keine Religion mehr gäbe – was wahrscheinlich nie passieren wird. Denn Religion kann vermutlich nur durch Religion ersetzt werden – in welch verkappter Form auch immer. Und wenn Ethik, Moral und Humanismus in den Rang einer Religion erhoben werden, warum sollten dann nicht auch in ihrem Namen Andersdenkende mundtot gemacht und um eines höheren Gutes oder einer absoluten moralischen Wahrheit willen Opfer gefordert werden? Und außerdem: Wer aus enttäuschtem Gottvertrauen alles Vertrauen in den Menschen und in dessen Weltrettungsmöglichkeiten setzt, wird früher oder später Schiffbruch erleiden, weil er verkennt, dass wir keine Götter, sondern Menschen sind. Wer den Himmel auf die Erde herabholen will, weil er davon überzeugt ist, dass dieser Himmel leer, Gott eine Illusion und nur der vom Menschen verwirklichte Himmel auf Erden der wirkliche Himmel ist, fällt einer neuen Illusion zum Opfer, träumt sich in eine andere Wunschwelt, nämlich in ein paradiesisches Diesseits hinein und sollte achtgeben, dass sein erträumter Himmel auf Erden nicht am Ende zur Hölle einer totalitären Utopie der Gleichschaltung aller im Namen der Humanität und im Namen von Mutter Natur wird.“

Das sagte ich und fragte meinen Studenten: „Finden Sie nicht, dass John Lennons Lied naiv, in seiner Naivität gefährlich und in seiner Himmels- und Gottesvergessenheit gerade den realistischen Blick auf den Menschen und die Erde zu verstellen droht? Sollten wir als Christen John Lennons Lied also nicht vielleicht doch besser nicht singen? – Jedenfalls wissen Sie jetzt, warum ich nicht mitgesungen und kein Feuerzeug geschwenkt habe.“

Die Kirche spricht von Gott – aber nimmt sie ihn auch ernst?

Das, liebe Leserinnen und Leser, war wie gesagt nur der Beginn vieler weiterer Gespräche. Es gehört zu meinen Herzensanliegen als theologischer Hochschullehrer, mit meinen Studierenden immer wieder über Gott und die Welt zu ringen. In den letzten Jahren spielt in zahlreichen Diskussionen vor allem eine Frage eine zunehmend größere Rolle – die Frage, welchen Stellenwert der Glaube an die Lebendigkeit Gottes für die Kirche Jesu Christi in unserer Gegenwart wirklich hat. Sie führt ihn zweifellos unentwegt im Mund, den Vater im Himmel. Und dennoch werde ich das ungute Gefühl nicht los, dass all dieses Reden von Gott nur Dekor, nur die Veredelung, nur ein Mittel zum Zweck der Verstärkung moralisch-politischer Imperative sein könnte.

Ein Blick auf viele Äußerungen und Positionierungen namhafter Akteure der evangelischen Kirche in Deutschland lässt in mir je länger je mehr den Verdacht aufkommen, es gehe bei aller verbalen und symbolischen Umtriebigkeit doch um nichts Anderes als um gutgemeinte Appelle an den Menschen, die Erde zu einem menschlicheren Ort zu machen und ein wenig netter zueinander zu sein. Dafür braucht allerdings niemand eine Kirche. Sie wird nur dann eine Zukunft haben, wenn sie nicht so tut, als gäbe es Gott nicht und als müsste sie selbst seine Stelle einnehmen. Sie wird nur dann zu retten sein, wenn sie ein Fingerzeug auf den rettenden Gott ist und es wagt, wie Johannes der Täufer im Kreuzigungsretabel des berühmten Isenheimer Altars von Matthias Grünewald auf den wahren Heiland der Welt hinzuweisen. Wir sind nicht Gott. Und dass uns Gott als seine Ebenbilder geschaffen hat, könnte – mit Verlaub – das größte Risiko für diesen Planeten und für unsere Spezies darstellen. Gut, dass Gott in der Geschichte seines Bundes und seines Ringens mit seiner Schöpfung und mit seinem Menschen erkennt, dass allein Christus gut machen kann, was wir nicht gut zu machen vermögen. Unser Heil kommt Gott sei Dank vom Himmel her, von nirgendwo sonst.

Wenn Kirche an die Stelle Gottes tritt, gibt sie sich selbst auf.

Gerade die Vorstellung eines Himmels über uns und eines himmlischen Vaters um uns ist es, die uns getrost, guter Dinge und behütet Menschen sein lässt, ohne dass wir zu Göttern werden müssten. Aber leider liegt es dem sogenannten Homo sapiens eben geradezu in den Genen, Götter sein zu wollen. Friedrich Nietzsche notierte: ‚Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich‘s aus, kein Gott zu sein?‘ Und dass wir Menschen dies in der Tat nicht aushalten, zeigt ein Blick in die biblische Urgeschichte, genauer gesagt in Genesis 3 Vers 5. Dort rächt sich – überspitzt formuliert – Genesis 1 Vers 27. „Ihr werdet sein wie Gott“, sagt die Schlange zu Gottes Ebenbild, „und wissen, was gut und böse ist.“

Kein Wunder also, dass wir, die wir ja selbst der Adam und die Eva der biblischen Urgeschichte sind, der Versuchung, den Himmel auf die Erde zu holen, in die verführerische Frucht hineinzubeißen und das Paradies zu vervollkommnen, immer noch und immer wieder erliegen – und sei es aus dem tiefsten und aufrichtigsten Bedürfnis des Ebenbildes Gottes nach echter Humanität heraus. Karl Barth durchschaute das und schrieb: „Warum sollte nicht schließlich eben das Chaostier der wahre Aufklärer und Befreier des Menschen, seine Weisheit aller Weisheit Anfang sein? Warum nicht? ... Das Reden der Schlange von Genesis 3 schmeckt gerade in dieser Hinsicht durchdringend nach wahrer Menschwerdung ... Was die Schlange im Sinne hat, ist die Begründung der Ethik.“ Und die Ethik, also die innerweltliche Verwirklichung des Guten ist es, von der die evangelische Kirche von je her am leichtesten verführt wird.

Die Verführung der Kirche durch Ethik

Wer könnte schon etwas dagegen haben, dass wir Menschen gemeinsam an einer besseren, humaneren Welt arbeiten, in der die Würde und die Rechte keines Menschen mehr verletzt werden und niemand mehr verlorengeht? Wer würde es wagen, etwas Schlechtes daran zu finden, dass Menschen sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung engagieren? Und wer wollte sich den Schuh des Spielverderbers anziehen und inmitten des kollektiven Rauschs der Diesseitssanierungsbegeisterung an die Sünde des Menschen und an Gott zu erinnern, ohne den nicht nur der Himmel, sondern auch die Erde leer, wirr, gespenstisch und eben das Tohuwabohu wäre, vor dem der Kosmos nur dadurch bewahrt wird, dass ihn der schöpferische, versöhnende und erlösende Gott im Innersten zusammenhält?

Doch Gott bewahrt uns vor uns selbst.

Wir brauchen Gott, damit uns einer vor uns selbst rettet und damit einer unseren Planeten davor beschützt, dem Homo sapiens zum Opfer zu fallen. Und wir brauchen Gott auch, damit am Ende nicht gerade Ethik und Moral zu brutalen Waffen im Kampf der Verfolgung und Selbstdurchsetzung kirchlicher, politischer oder sonstiger Interessen werden. Eine Welt ohne Gott könnte schneller zur Hölle als zum Himmel auf Erden werden. Ich will nicht verhehlen, dass es mich bedrückt, wie arglos ausgerechnet die Kirche Jesu Christi stets von Neuem dem altbösen Feind auf den Leim und in die Falle geht, wenn sie meint, im Auftrag des Herrn unterwegs zu sein, indem sie Glaube und Theologie durch Politik, Moral und Humanismus ersetzt.

Ich will noch einmal auf John Lennons Lied zurückkommen. Auf die Gefahr hin, ein wenig zu dramatisieren und allzu große und heikle Worte in den Mund zu nehmen, will ich doch sagen, dass ich fürchte, aus diesem Lied könnte geradezu der Antichrist sprechen. Was ich damit meine? Nun, der Antichrist ist diejenige Gestalt, die in einer Welt unter einem Himmel ohne Gott an die

„Gott sei Dank ist über uns nicht nur Weltall, sondern der Himmel Gottes.“

Stelle Christi tritt. Und im Falle von John Lennons Lied ist der Antichrist niemand anders als die an die Stelle Gottes getretene, ihrer eigenen Sache und Güte so sichere Menschheit, die glaubt, sie, das Ebenbild Gottes, sei allein der Heiland der Welt und es sei geradezu ihr christlicher Auftrag, dieser Heiland der Welt zu sein. Genau darin besteht ja die verführerische und gefährliche Macht des Antichristen: dass er nie als Verderber, sondern immer als Erlöser erscheint.

Gott sei Dank ist über uns nicht nur Weltall, sondern der Himmel Gottes. Gott sei Dank ist er nicht leer, dieser Himmel. Und Gott sei Dank ist auch die Kirche, die immer wieder der Versuchung erliegt, in bester christlich-humanitärer Absicht allein uns Menschen für diejenigen zu halten, auf deren Schultern das Weltgebäude ruht, nicht verloren. Weil sie nicht mit sich selbst allein, sondern von ihrem barmherzigen Vater im Himmel vor sich selbst und vor allen Antichristen dieser Welt bewahrt ist.

Kirchenrat Prof. Dr. Ralf Frisch *lehrt Systematische Theologie und Philosophie an der Evangelischen Hochschule Nürnberg und ist Theologischer Referent der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.*

Wie ein Leserbrief zu einem Skandal gemacht wurde

Interview mit Pfarrer Dr. Matthias Dreher

Von Till Roth

Wer hätte gedacht, dass ein Leserbrief eines Nürnberger Pfarrers im Korrespondenzblatt des bayerischen Pfarrerinnen- und Pfarrervereins ein deutschlandweites Echo auslöst? Einen Sturm von Entrüstung, aber auch Zustimmung, der postwendend zur Abordnung in einen allgemeinkirchlichen Dienst geführt hat und womöglich in eine Versetzung münden wird. Ich habe mich mit dem Amtsbruder Dreher zu einem Gespräch getroffen, nicht um Mitleid angesichts geschehenen Unrechts zu erzeugen oder um dem Kollegen eine Bühne zu bieten. Sondern weil ich darin ein Beispiel für den Schaden einer überzogenen Politisierung (in) der Kirche sehe. Immerhin sind einem Versetzungsverfahren „um der Unabhängigkeit der Verkündigung willen“ (§ 79 Pfarrdienstgesetz der EKD) hohe Hürden gesetzt.

Es mag sein, dass man am „Fall Dreher“ vor allem lernen kann, dass gut bedacht sein will, mit welchen Formulierungen wir uns als Kirche äußern, da wir fast immer im öffentlichen Raum handeln und reden. Aber man kann doch auch lernen, wie abhängig wir von der öffentlichen Meinung sind – gerade, wenn sich die Kirche stark ins öffentliche Leben einmischt. Ich finde es mehr als bedauerlich, wie in diesem Fall theologischer Disput und sachliche Diskussion unter dem Druck der (ver)öffentlich(t)en Meinung unter den Tisch fallen. Der Leserbrief Drehers war seit Anfang Oktober öffentlich und rief zunächst auch keine Diskussionen, geschweige denn Entrüstungsstürme hervor. Auch auf dem Konvent des Pfarrkapitels Nürnberg-Nord in der zweiten Oktoberwoche sprach niemanden seine Frau, die als Pfarrerin am Konvent teilnahm, darauf an. Erst als Michael Kasperowitsch in einem polemischen und emotionalisierenden Artikel am 17. Oktober in den Nürnberger Nachrichten Dreher als „von allen guten Geistern verlassen“ abkanzelte, reagierte man in der Kirche: Sowohl die Nürnberger Dekane als auch der Kirchenvorstand grenzten sich scharf von Dreher ab – ohne das Gespräch zu suchen!

Aus meiner Sicht wurde damit aus Angst vor der öffentlichen Meinung der christliche Grundsatz aufgegeben, dass Christen einander beistehen und helfen, auch dann, wenn sie irren sollten. So provozierend die Überschrift „Ein Christ kann ertrinken lassen“ ist – ich hatte sie von Anfang nicht als bitterböse Handlungsaufforderung („soll ertrinken lassen“!) interpretiert, sondern als Ergebnis einer ethischen Urteilsfindung in einem Dilemma. Doch gerade wer die Überschrift als Ausdruck von Menschenverachtung aufgefasst hat, hätte doch mit einem promovierten Theologen das klärende Gespräch suchen müssen: „Wie meinen Sie das, bitte schön?!“ Ich hatte vor, bei und nach dem Interview den Eindruck, dass ich hier ein Gespräch führe, das andere mit Matthias Dreher früher hätten führen sollen.

ABC: *„Ein Christ kann ertrinken lassen“ – Wie kam es, dass Sie diesen Satz ausgesprochen haben?*

Dr. Matthias Dreher: *Das längst etablierte und zum Kriterium von Christ-Sein hochstilisierte Seenotrettungsschiff wurde im Sommer 2020 mit immer weiter hochfliegendem Pathos aufgepumpt. Schließlich wurde im Vorgänger-Artikel im Bayerischen Korrespondenzblatt quasi ein 11. Gebot formuliert: „Du sollst nicht ertrinken lassen!“ Diesem Pathos wollte ich die Luft rauslassen. Man kann als Christ auch zu anderen Schlüssen kommen.*

Dieser Titel provoziert ungemein. Worum geht es Ihnen, wenn Sie die Provokation mal weglassen?

Jeden Tag hören wir in den Nachrichten von Unglücksfällen, Notlagen und beißendem Unrecht, das Menschen leiden lässt – überall auf der Welt. Auch Migrationsbewegungen gibt es, soweit ich sehe, auf allen Kontinenten. Damit müssen wir auch als Christen leben. Ich finde es letztlich sehr kindlich, einen bestimmten Krisen-Hotspot, und zwar einen, der im Medien-Fokus liegt, unter Vernachlässigung der anderen herauszugreifen und zu sagen: Hier genau müssen wir helfen. Hier genau muss sich zeigen, dass wir Christen sind. Als hätten die Flüchtlinge, die durch das Gelbe Meer versuchen, von Nord- nach Südkorea zu kommen, oder die Kinder in den kongolesischen Kupferminen oder die minderjährigen Mütter in rumänischen Slums (dort war ich selbst) unsere Hilfe weniger verdient. Wir können aber als Kirche in Deutschland – und wohlgemerkt: So heißt diese Kirche: in Deutschland – nicht die Welt heilen.

Wir leben als Christen in der Spannung, dass wir einerseits zu Diakonie gerufen sind und gewiss auch zu politischen Stellungnahmen, dass wir es andererseits aber in Kauf nehmen und aushalten müssen, dass Menschen leiden, während wir unseren Wohlstandsschlaf schlafen. Jenseits eines menschenverachtenden „Ist mir doch egal“, dürfen wir dieses Leiden auch betrübt, aber in Frieden mit Gott geschehen lassen. Denn: Dieses Leiden wird immer viel größer sein als das, was wir tun können. Und zwar erst recht, wenn Menschen nicht nur in Unglück fallen, sondern sich bewusst hineinbegeben und es verschärfen – das habe ich ja in meinem Artikel stark gemacht. Das heißt nicht, dass man nicht trotzdem helfen kann. Aber wer hier etwas tut, tut trotzdem dort an hundert anderen Stellen nichts. Christentum ist kein Idealismus; wahrscheinlich ist das der Kern des Dissenses.

Sie wollten mit der Überschrift, aber auch mit dem Duktus des ganzen Artikels provozieren. Haben Sie mit solch einer Wirkung dieser Überschrift gerechnet?

Nein. Ich wollte Fachkollegen aufhorchen lassen, um die Diskussion aus der hypermoralischen Engführung herauszuführen. Und ja, ich provoziere gerne. Denn ich meine, es ist unser Amt als Christen und erst recht als Pfarrer, auf die Wahrheit zu zeigen und um sie zu ringen. „Wahrheit" heißt auf griechisch Aletheia. Das ist ein Negativ-Begriff: Un-Verborgenheit. Wer um die Wahrheit ringt, muss aufdecken, das Verborgene offen legen. Das provoziert immer. Denn der Mensch macht es sich gern in Halbwahrheiten gemütlich.

Welche Wirkung haben die unterschiedlichen Reaktionen wiederum auf Sie?

Für mich waren Quantität und Qualität bestürzend. Beides hat mich wochenlang – auch geistig – bewegungsunfähig gemacht. Einige wenige Menschen wollten mich mit ihrer Kritik persönlich sprechen; das habe ich geschätzt und mich dem gestellt. Die meisten Reaktionen, die ich erhielt, waren positiv. Aber es waren so viele, dass ich bald schon nicht mehr die Kraft hatte, zu antworten, vor allem nicht qualifiziert. Der Polizei-Objektschutz aufgrund eines Drohanrufs, die Schmierereien rund um die Kirche machten zugleich den Ausnahmezustand deutlich.

Der immense Widerstand hat mich aber auch fragen lassen: Was habe ich falsch gemacht? Und da muss ich sagen: Ja, ich habe etwas falsch gemacht. Ich glaubte, die Formel „Ein Christ kann ertrinken lassen" tauge als Antwort auf den vorherigen Artikel im Korrespondenzblatt als Quintessenz meiner Auffassung. Die vielen naheliegenden Missverständnisse und vor allem deren Verselbständigung gegenüber meinen Argumenten habe ich nicht mitbedacht und so den Verdacht genährt, ertrinkende Menschen seien mir guten Gewissens schlicht egal. Das war sozusagen mein kommunikativer Fehler.

Aber es gibt noch einen tieferliegenden Punkt: Ich glaube im Rückblick zu erkennen, dass ich letztlich meinen Zorn auf die EKD mit auf die Migranten ausgeschüttet habe. Statt sie von meinem Zorn zu trennen, habe ich sie als Lieblingsobjekte der EKD ebenfalls lieblos behandelt. Das, bekenne ich, war meine Schuld in der Sache. Mein „Gegner" in der Debatte ist die politisierende EKD, nicht die Migranten.

Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe ist nach Jesu Wort die Summe christlicher Ethik. Jesu Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter ist eine anschauliche Ausführung dazu, die unsere ganze Gesellschaft tief geprägt hat. Führt das nicht eindeutig zum aktiven, helfenden Einsatz für Flüchtlinge? Wie kann man gegen Seenotrettung sein, wenn man die unzähligen Aufforderungen der Bibel zu barmherzigem Handeln vor Augen hat?

Das ist eine, wenn nicht die zentrale Frage. Ich habe aufgrund des Protest-Sturms gerade darüber nochmals nachgedacht. Im Unterschied zu den Propheten des Alten Testaments ist die Ethik des Neuen Testaments im Wesentlichen Individualethik. Meist geht es um das Verhalten des Einzelnen und dessen Auswirkung auf das Verhältnis zu einem anderen oder zur christlichen Gemeinde. Die ethischen Imperative zielen in der Regel auf den Einzelnen. Jesus sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Oder: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern" etc.

Ein zweiter Punkt ist, dass es heute en vogue ist, den Begriff des „Nächsten" zu übergehen, gerade weil er individualistisch ist und das im „hippen" Strukturalismus nicht gut ankommt. Also spricht man gern vom „fernen" oder „fernsten" Nächsten und macht den Nächsten unter der Hand zum Kollektivbegriff für „jedermann auf der Welt". Da möchte ich entgegnen: Der Nächste ist zunächst einmal der, der örtlich am nächsten an mir dran ist. Ich will das nicht zu sehr pressen; man kann Liebe nicht mit dem Zollstock zuteilen. Aber der Aspekt bleibt wichtig und wird von Jesus gerade im Gleichnis vom barmherzigen Samariter unterstrichen. Ich habe dieses Gleichnis in diakonischer Erwachsenenbildung oft vorgestellt und dabei als einen Hauptaspekt unterstrichen: Jesus zeigt hier, dass ich den Nächsten nicht suchen muss. Den Nächsten finde ich – ob ich will oder nicht. Er begegnet mir. Und dann muss ich mich ihm nicht aufopfern, sondern ich versorge ihn und gehe dann meinen Weg weiter.

Die Seenotretter machen m.E. etwas ganz anderes: Sie wollen in eine Migrationsstruktur eingreifen. Sie suchen – sogar mit Flugzeugen – so viele in Not Geratene wie sie können, bergen sie aus der Lebensgefahr und entlassen sie in die nächste prekäre Situation. Nur dazu machen sie sich auf den Weg. Also so, als wäre der barmherzige Samariter unterwegs gewesen, um möglichst viele Opfer von Raubüberfällen eigens zu suchen. Ich glaube, dass die Nächstenliebe weder fähig noch dazu gedacht ist, Strukturen der gefallenen Welt zu heilen. Aber: Wenn die Flüchtlinge und Migranten dann einmal hier sind und an meinem Wohnort aus den Bussen aus Passau steigen, wie das 2015 war, oder wenn sie in meinem Stadtteil in großen Sammelunterkünften leben, dann kann ich mich nicht mehr mit dem Hinweis auf Strukturfragen heraushalten, sondern muss ihnen helfen. Was ich selbst auch verschiedentlich getan habe.

In einer Erklärung, die Sie am 5. November abgegeben haben, nehmen Sie Ihre Überschrift gewissermaßen zurück. Sie würden sie „nicht wiederholen, weil sie einen herzlosen Pfarrer suggeriert". Ihren Kirchenvorstand hat das offensichtlich nicht überzeugt. Wie haben Sie die Reaktionen in der Gemeinde und im Kirchenvorstand erlebt?

Die Reaktionen aus der Gemeinde waren genauso geteilt wie aus der ganzen Gesellschaft. Auch hier habe ich besonders die positiven Stimmen erhalten. Der Kirchenvorstand hat sich zwar empört und echauffiert, aber nicht mit mir geredet – weder als Gremium noch in Person einzelner. Lediglich am 19. Oktober, zwei Tage nach dem Eklat-Artikel der Nürnberger

Nachrichten, war es Thema in der regulären Kirchenvorstandssitzung. Hier ging es um ein Dampf-Ablassen und den Beschluss eines Distanzierungstextes. In dieser Sitzung konnte ich letztmals etwas sagen.

Worin hat eigentlich das Interesse des Kirchenvorstands gelegen, sich derart öffentlich zu positionieren? Warum reagierten die Kirchenvorsteher so empört, dass sie gleich den Pfarrer loshaben wollten?

Ich denke, dass die Konfliktgeschichte, die ich bereits mit dem Kirchenvorstand hatte, eine wesentliche Rolle gespielt hat. Man hat hier auf einmal den Hebel in die Hand gedrückt bekommen, um mich herauszustemmen. Ungut finde ich nur, dass dieser Hebel zunächst nichts mit dem Gemeindeleben zu tun hatte. Man entzog mir das Vertrauen aufgrund eines Artikels, den ich an Fachkollegen geschrieben hatte. Der linksliberale Mainstream, der unsere Gesellschaft fest im Griff hat, ist auch der Mainstream in unserem Kirchenvorstand. Man will öffentlich für die sog. Willkommenskultur stehen. Man will zeigen, dass man für alle möglichen Meinungen offen ist – außer für etwas, das irgendwie „rechts" riecht.

Wie haben Sie Ihre Vorgesetzten erlebt?

Bis die „Nürnberger Nachrichten" mit einem ehrabschneidenden Hetz-Kommentar meinen Leserbrief im Korrespondenz-Blatt aufgriffen, fand mein Beitrag fast keine Resonanz, schon gar nicht bei Vorgesetzten. Erst als in aller Öffentlichkeit geschrieben wurde, ich sei „von allen guten Geistern verlassen" – so der Titel in den Nürnberger Nachrichten, reagierten die Vorgesetzten. Die Dekane distanzierten sich, ohne dass einer das Gespräch mit mir gesucht hätte. Dies suchte dann der Regionalbischof, aber auch er konnte an der Hetze von Herrn Kasperowitsch nichts Schlimmes finden. Dennoch blieb Dr. Nitsche für mich der fairste und konstruktivste Kirchenvertreter in diesem „Verfahren". Ich habe ihm vertraut und vertraue ihm weiter, dass er das Beste aus der Situation macht.

Die Nürnberger Dekane haben sich umgehend von Ihnen abgegrenzt. Deren Überschrift „Flüchtlinge ertrinken lassen geht gar nicht. Punkt!" klingt zwar nicht so provozierend, dafür aber apodiktischer. Es klingt so, als wäre für sie überhaupt keine Diskussion angezeigt.

Das ist auch so. Die Diskurs-Strategie der Dekane wie auch aus dem Büro der Regionalbischöfe läuft so, dass – ohne Erwähnung meiner Person – festgestellt wird, dass sich jemand, der sich so äußert wie ich, außerhalb des evangelisch Möglichen stellt. Es wird also durch die Blume gesagt, ich hätte mich außerhalb des kirchlich-ethischen Konsenses gestellt, ohne dass angedeutet würde, dass es weder einen solchen Konsens gibt noch eine Institution, die diesen festlegt. Spitz gesagt: Ich bräuchte mich nicht wundern, quasi vogelfrei behandelt zu werden, da ich mich ja selbst ins Aus katapultiert hätte. Das haben auch ohne Hilfe der Dekane einige Kollegen so gesehen. Von niemandem bin ich so drastisch angefeindet worden wie von anderen Pfarrern.

Ihre Frau ist ebenfalls Pfarrerin in der Melanchthongemeinde. Was bedeutet das, was Ihnen widerfahren ist, für Ihre Familie?

Es bedeutet ungeheuren Druck. Gerade der Hauptakteur Kirchenvorstand versucht, meine Frau und mich zu spalten. Eine Kirchenvorsteherin sandte am selben Tag mir einen bösen Brief und meiner Frau Blumen. Ich stand einerseits am Pranger und war mundtot gemacht; meine Frau aber wurde überall beobachtet, wie sie nun wohl reagiert. Im Gegensatz zu mir ist sie wirklich Opfer der Situation und steht nun unter Druck, Normalität zu schaffen. Das ist ein Stück weit auch unfair. Unsere Tochter solidarisiert sich emotional mit mir und fühlt sich entsprechend unwohl.

Eine Initiative setzt sich – ausgehend von Ihrem „Fall" – für die Lehrfreiheit von Pfarrerinnen und Pfarrern ein und protestiert gegen die Tendenz der EKD, aus einer bestimmten politischen Haltung in der Migrationsfrage eine Bekenntnisfrage zu machen. Finden Sie sich darin wieder?

In dieser Initiative finde ich mich zu 100% wieder. Ich meine, sie ist gerade deshalb so aussagekräftig, weil sie aus einer anderen Landeskirche kommt.

In den Online-Kommentaren der WELT waren die meisten Privat-Kommentatoren auf Ihrer Seite. Viele nahmen Ihr Schicksal zum Anlass, negativ über die Evangelische Kirche herzuziehen. Aber diese Privat-Kommentatoren traten alle anonym auf. Woher kommt Ihrer Meinung nach diese Diskrepanz zwischen anonym geäußerter Meinung und öffentlicher Meinung?

Diese Diskrepanz ist leicht zu erklären. Der von den Linken einst bejubelte „Herrschaftsfreie Dialog" ist zu einer Mainstream-Debatte mit rigider Diskurs-Hoheit verkommen. Wer nicht mit den Wölfen heult, kann zwar rechtlich nicht belangt werden, soll aber Angst bekommen – auch seiner Familie wegen. Dafür war die Stellen-Enthebung ein probates Mittel. Das macht anderen nun noch mehr Angst, sich meinungsfrei zu äußern.

Ich nehme deutliche Sorgen bei Kollegen wahr, dass hier ein Präzedenzfall entstanden ist für Versetzungen von Gemeindepfarrern aufgrund der Äußerung von Meinungen, die nicht dem politischen „mainstream" entsprechen. Gerade im Blick auf Familie und persönliche Lebensplanung gibt es Ängste. Was empfehlen Sie?

Solche Sorgen muss ich wider Willen bestärken. Empfehlen kann ich dennoch einzig und allein, bei der Gewissens- und Meinungsfreiheit zu bleiben. Wir haben als Pfarrer Zeugen der Wahrheit zu sein. Was der Wahrheit in Jesus Christus entspricht, gerade an ethischem Verhalten, ist nie eindeutig; darum muss immer gerungen werden. Aber es kann nicht sein, dass man Pfarrer zwingt, opportunistisch zu schielen, ob eine Aussage ihnen persönlich oder familiär zum Nachteil gereichen könnte. Eine Verhaltensempfehlung könnte ich aufgrund Ihrer Frage nur an die Landeskirche als Ganze geben: Schaut, ob Pfarrer vor der Willkür ehrenamtlicher Gremien ausreichend geschützt sind. Denn wie nicht zuletzt die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 5) zeigt, erwartet die Gemeinde geistliche Orientierung und Begleitung in erster Linie von Pfarrerinnen und Pfarrern. Wenn mit diesen so leichtfertig umgesprungen wird wie in meinem Fall, beschädigt das die Kirche als ganze. ■

Pfarrer Dr. Dreher – ein Fallbeispiel unserer Kirche für den Umgang mit einem ihrer Pfarrer?

Von Dekan i.R. Gottfried Schoenauer

Kurz vorweg: Ich schreibe, weil ich mich mit Pfarrer Dr. Dreher verbunden fühle. Ich kenne ihn von klein auf. Er gehörte zu der kleiner werdenden Zahl von Kindern, die sonntäglich den Kindergottesdienst in meiner Gemeinde besuchten, und schließlich habe ich ihn auch konfirmiert.

Die „Causa Dreher“ hat mich erschreckt. Der viel kritisierte (von anderen auch gelobte) Beitrag von Dr. Dreher war Teil der Aussprache im Korrespondenzblatt des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, der sich u.a. zur Aufgabe gemacht hat, den theologischen Gedankenaustausch zu fördern – ohne gleich die große Öffentlichkeit einzubeziehen. Das kann nach einem gewonnenen Ergebnis der Diskussion geschehen, die ausgetauschten Argumente gehören dazu.

Mit seiner Überschrift „Ein Christ kann ertrinken lassen“ hat Matthias Dreher provoziert. Das machen viele (auch ich) gerne, um Zuhörer bzw. Leser zu gewinnen. Ein Stilmittel. Doch um richtig zu verstehen, muss man eben auf die Inhalte hören und nicht bei der Überschrift stehen bleiben. Und für seinen Freimut, seine Hinweise auf die Heilige Schrift und seine theologische Argumentationsweise verdient Dreher große Anerkennung.

Die Beschäftigung mit der Causa Dreher bringt aber noch weitere Aspekte zum Vorschein. Von und über Kommunikation wird in der Kirche unendlich viel geredet und geschrieben. Unser Verkündigungs- und Missionsauftrag ist ein Kommunikationsauftrag. Wie gehen wir damit um? Was sagt die Heilige Schrift über Kommunikation? Und was ist mit dem antiken römischen Rechtssatz ,,Audiatur et altera pars“ (ein Richter hat auch immer die Gegenseite, also alle am Prozess Beteiligten zu hören)? Wurde dieser Grundsatz im kommunikativen Geschehen wirklich beachtet?

Wenn Kommunikation nicht recht funktioniert, dann geht Vertrauen verloren. Genau das ist in der „Causa Dreher“ geschehen. Und ich kann nur hoffen, dass die Fehler, die von einigen Verantwortlichen gemacht wurden, sich nicht wiederholen und es sich nicht um eine allgemeine Form des Umgangs der Kirche mit Pfarrern, die nicht den Mainstream vertreten, handelt. Wie lässt sich dem entgegen wirken? Mit gewisser Demut auf Menschen zuzugehen öffnet manche Türe, bringt ein Gespräch in Gang und hilft einem selbst, verschiedenes auszuhalten und im Gespräch zu bleiben. ■

Ethisch fragwürdig

Zum Seenotrettungsprojekt der EKD

Von Pfarrer Dr. Jochen Teuffel

Das ist eine ethische Herausforderung, die Seenotrettung im Mittelmeer. *„Geh hin und tu desgleichen“* sagt Jesus seiner Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lukas 10,30-37). Wenn es um Nächstenliebe und Barmherzigkeit geht, ist Jesu Erzählung für Christen handlungsanleitend: Begegne ich einem Menschen, der in Not geraten ist, habe ich die mir mögliche Hilfe zu leisten und auch die Folgekosten einer erfolgten Rettung persönlich zu übernehmen. Für die geforderte Hilfeleistung dürfen weder Fragen nach Ursachen der jeweiligen Verunglückung noch Fragen nach möglichen Konsequenzen eine Rolle spielen. Die unbedingte Hilfe ergibt sich aus der Begegnung zwischen dem Menschen in Not und mir als Handlungsmächtigen. Nächstenliebe und Barmherzigkeit geschehen ungeplant in der jeweiligen Begegnung – oder man hat sich ihnen schuldhaft versagt.

Bei der von der EKD unterstützten Seenotrettung im Mittelmeer geht es nicht um situative Rettung, die sich aus einer unbeabsichtigten, mithin zufälligen Begegnung ergibt. Vielmehr handelt es sich um ein institutionalisiertes Rettungsprojekt. Gezielt wird nach seeuntauglichen Booten mit Menschen gesucht, um diese aus einer Seenot zu retten. Für eine ethische Beurteilung sind hierbei die jeweiligen Umstände und Folgen in Betracht zu ziehen, so wie dies Heinz Eduard Tödt in seinem „Versuch einer

Abwägend: Pfarrer Dr. Jochen Teuffel bei einem Vortrag beim ABC

ethischen Theorie sittlicher Urteilsfindung“ (Zeitschrift für evangelische Ethik 21, 1977, S. 81ff.) vorgezeichnet hat. Apodiktische Antworten reichen da nicht aus.

Geraten Menschen unter vergleichbaren Bedingungen in Seenot, stellt sich die Frage, wie es dazu kommen kann. Seit mehreren Jahren unternehmen Menschen mit seeuntauglichen Booten von der Küste Nordafrikas aus eine Überfahrt nach Europa. Sie begeben sich damit in Lebensgefahr und machen Seenotrettungsmaßnahmen durch andere erforderlich. Im Grundsatz gilt für alle Menschen, dass man sich selbst weder wissentlich noch willentlich in Lebensgefahr begibt und damit lebensrettendes Eingreifen anderer notwendig macht. Gerechtfertigt wären lebensgefährliche Überfahrten nur dann, wenn am Ausgangsort für die betreffenden Menschen

eine akute Lebensgefahr bestünde. Dies ist in aller Regel in den Küstenregionen Nordafrikas nicht gegeben.

Auch wenn lebensgefährliche Überfahrten von Menschen in seeuntauglichen Booten ethisch nicht ohne weiteres gerechtfertigt werden können, lässt sich christlicherseits ein institutionalisiertes Seenotrettungsprojekt dennoch befürworten. Dabei müssten jedoch die geretteten Menschen vordringlich in einen Hafen gebracht werden, der in demjenigen Land liegt, von dem aus die jeweilige Bootsfahrt angetreten wurde. Damit ließe eine solche Seenotrettung die Geretteten nicht das Ziel ihrer Überfahrt erreichen. Erweist sich nämlich lebensgefährliches Verhalten mittels Seenotrettung als zielführend, wird damit für andere Menschen mit gleichen Aspirationen der Anreiz geschaffen, ihr Leben ebenfalls in seeuntauglichen Booten aufs Spiel zu setzen. Erfolg findet und fördert Nachahmer.

Seenotrettung darf nicht dazu führen, dass sich Menschen zur Erreichung eigener Ziele in Seenot begeben. Institutionalisierte Rettung, die sich auf selbstinitiierte Notlagen ausrichtet, ist deshalb so durchzuführen, dass das lebensgefährliche Verhalten von nunmehr Geretteten nicht anderen zur Nachahmung dienen kann.

Genau an diesem Punkt wird das von der EKD unterstützte Seenotrettungsprojekt ethisch fragwürdig. Mit der Ausschiffung der Geretteten in europäische Häfen assistiert man einem lebensgefährlichen Fährdienst und fördert damit die weitere Nachfrage. Das Rettungsprojekt wird Teil der Bedingungen, die beabsichtigten Überfahrten mit seeuntauglichen Booten zugrunde liegen. Damit trägt die jeweilige Rettungsorganisation Mitverantwortung dafür, wenn nichtgerettete Nachfolger von Seenotgeretteten tödlich verunglücken.

Auch wenn die Beweggründe – die Verbesserung der eigenen Lebenssituation – nachvollziehbar sind, ist eine Förderung lebensgefährlichen Verhaltens unangebracht. Es ist hingegen gut und richtig, wenn wir als Christen bzw. als Kirche in den südlichen Anrainerstaaten des Mittelmeers Nothilfeprojekte für gestrandete Migranten aus Afrika und Asien initiieren. Außerdem ließe sich in der politischen Diskussion darauf dringen, den Handlungsspielraum zur Gewährung von Arbeitsvisa nach zu definierenden Kriterien zu erweitern.

All das, was hier zur ethischen Beurteilung gesagt worden ist, wird dann irrelevant, wenn ich einem Menschen begegne, der in einer Notlage auf meine bedingungslose Hilfe angewiesen ist. Jesu Wort in meinem Ohr: *„Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!“* (Lukas 10,36f) ■

Was hat denn das mit Kirche zu tun?

Von Hans-Joachim Vieweger

Die EKD-Synode tagt. Digital. Ich bin von zuhause aus dabei – die Familie zum Teil auch (natürlich nur bei den öffentlichen Teilen).

Und die Synode berät. Zum einen über das neue Zukunftspapier, das viele gute Elemente enthält (die Kirchenkrise wird als geistliche Krise benannt), dann jedoch meint, die Kirche durch Elemente einer Kirchenmitgliedschaft *light* attraktiver machen zu können (deshalb stimme ich dagegen).

Zum anderen geht es um Politik. Um viel Politik: Um den Pakt für Migration und Asyl der EU-Kommission, um Bildungsgerechtigkeit – unter anderem fordert die EKD-Synode mehr freies W-Lan, natürlich geht es um Klimaschutz und dann um das so genannte Lieferkettengesetz: Unternehmen sollen dafür Sorge tragen, dass ihre Zulieferer (und die Zulieferer ihrer Zulieferer) wichtige Menschenrechts- und Sozialstandards einhalten. Schön und gut, aber: „Was hat denn das mit Kirche zu tun?“ – so die Frage meiner Familie am Abendessenstisch.

„Pssst, leise, genau dazu will ich gleich was sagen.“ Ich melde mich in der digitalen Synodenkonferenz und kritisiere die Politisierung der Kirche: „nicht in erster Linie, weil hier häufig politische Positionen unterstützt werden, die ich persönlich nicht teile – zugegeben, das ärgert mich manchmal auch –, sondern aus grundsätzlichen Erwägungen. Indem wir uns als Kirche auf die eine Seite des politischen Spektrums stellen, machen wir uns zur Partei und grenzen diejenigen Kirchenmitglieder aus, die in der konkreten Frage anderer Meinung sind.“ Ich verweise auf Wirtschaftsthemen wie in diesem Fall und auf die umstrittene Seenotrettung. Wer dafür ist, der tritt vielleicht sogar in die Kirche ein – worauf der EKD-Ratsvorsitzende mehrfach hingewiesen hat, wer dagegen ist, der tritt eben aus. Doch merken die Kirchenleiter gar nicht, dass sie Kirche damit zu einem Verein machen, einer Partei oder einer Nichtregierungsorganisation?! Wenn politische Sachfragen zum Kriterium für eine positive oder negative Sicht von Kirche werden, gibt Kirche ihr Kirche-Sein auf.

Der Widerspruch folgt sofort – insbesondere von Synodalen, die zugleich Parteipolitiker (unterschiedlicher Couleur) sind und die auf die hohe Bedeutung eines Lieferkettengesetzes hinweisen. Einige wenige melden sich persönlich im Chat-Programm und meinen resigniert, gegen die Übermacht des Politischen komme man in der EKD nicht mehr an. Der Antrag zum Lieferkettengesetz wird mit großer Mehrheit verabschiedet. ■

Wofür schlägt das Herz?

Von Reinhard Haagen

Es ist ihnen eine Herzensangelegenheit – man spürt es ihnen ab. Ob es die Heranwachsende ist, die eine Spendenaktion für notleidende Kinder initiiert; der Pfarrer, den die Zerstörung der Umwelt bedrückt oder unser Bischof, wenn er sich für die Rettung von Flüchtlingen einsetzt. Wie könnte man auch von der Not und dem Leid in der Welt unberührt bleiben – zumal als Christ, für den die Werte Nächstenliebe und Barmherzigkeit eine zentrale Bedeutung haben. Die Botschaft Jesu hatte schon immer auch eine Auswirkung auf die politische Haltung von Christen. Und von der Botschaft Jesu geprägte Menschen wurden politisch aktiv, weil ihnen die Nöte der Menschen am Herzen lagen.

Müssen da nicht Jesu Worte zur Frage der Steuer verwundern? „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist“, sagt Jesus laut Markus 12. Die imperialistische Supermacht Rom unterwirft reihenweise Länder – u.a. das kleine Judäa. Und Jesus sagt: Zahlt Steuern an den Kaiser. Mit dem Geld hat Rom wohl auch seine Truppen finanziert. Also die Truppen, durch die die Unterdrückung erst möglich wurde. Warum gibt es nicht wenigstens ein Wort Jesu – direkt an Rom gerichtet – gegen dieses Unrecht?

Nun wird wohl keiner Jesus mangelnde Empathie für Unterdrückte und fehlende Nächstenliebe vorwerfen. Das Leid und die Not der Menschen lagen ihm sicher am Herzen. Ihm lag aber eine andere Not der Menschen noch mehr am Herzen – die Heillosigkeit und Rettungsbedürftigkeit. Die Not, dass Menschen nicht zu Gott umkehren.

Und: Jesus hat die Liebe zu Gott über alles andere gestellt. Davon konnten auch die Jünger nicht schweigen. Ganz im Sinne von: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ (Matthäus 12,34)

So stellt sich für die Kirche und besonders ihre in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Vertreter heute weniger die Frage, wie politisch sie ist bzw. ob mehr oder weniger politisch richtig ist. Vielmehr stellt sich die Frage, wofür ihr Herz zu allermeist schlägt, wovon „ihr Herz voll ist und ihr Mund übergeht“? Rettung und Heiligung des Menschen können nur von Gott her geschehen. Deshalb müssen die zentrale Botschaft und der Hauptauftrag der Kirche die Umkehr und die Liebe des Menschen zu Gott sein – aus Liebe zum Menschen. ■

Diesseits-Theologie und Politisierung

Von Dr. Christian Herrmann

„Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt“ (Johannes 15,19). Diese Ankündigung Christi an seine Gemeinde spricht eine Wirklichkeit an, die von den kirchenleitenden Gremien der evangelischen Landeskirchen in Deutschland wohl eher als Bedrohungsszenario denn als Wesensmerkmal von Kirche wahrgenommen wird. Weder wird eine Distanz zur Welt empfunden noch angestrebt. Der Hass der Welt soll vermieden werden.

Die Ablehnung von Kirche und Glauben scheint dabei in den westlichen Gesellschaften um so mehr zu wachsen, je weiter sich die kirchlichen Aktivitäten den Gegebenheiten in der Welt annähern, je weniger unterscheidbar die Gemeindearbeit von säkularer Sozialarbeit oder politischer Agitation wird. So tragen weite Teile der evangelischen Kirche zur Säkularisierung der Gesellschaft durch eine Selbstsäkularisierung bei.

Fehlentwicklungen der liberalen Theologie

Welche theologischen Weichenstellungen haben zu dieser Situation beigetragen? Um manche Entwicklungen einordnen zu können, eignet sich die Vorrede zu der 1872 in Leipzig gedruckten „Protestanten-Bibel“. Es handelte sich um eine kommentierte Neuausgabe des Neuen Testaments in Verantwortung des 1865 als Dachverband der liberalen Theologie gegründeten Deutschen Protestantenvereins. Wie in vielen älteren Bibelausgaben bezog man sich für das Verständnis der Bibel auf 2. Timotheus 3,16: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Zurechtweisung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit.“ Allerdings ging die lutherische Tradition mit dem biblischen Wortlaut davon aus, dass der Nutzen der Heiligen Schrift durch die Offenbarung Gottes gegeben ist und in den Bereichen Lehre, Zurechtweisung, Besserung, Erziehung erfahrbar wird. Aus der dankbar staunenden Wahrnehmung und dem Bekenntnis wurde in der „Protestanten-Bibel“ eine Wertung bzw. Unterscheidung: Teile der Bibel gelten als relevant, *sofern* sich deren Nützlichkeit erweisen lässt:

„Selbst zu der Zeit, wo das erst christliche Schriftthum sich schon zu allgemeinerer Bekanntschaft und Würde in der Christenheit erhob, da ist das Ansehen einer jeden ‚gotteingegebenen Schrift‘ begründet allein durch ihre *Nützlichkeit* zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“ (S. XXVII).

Der Nutzen der Bibel und der Kirche steht also nicht fest, was die Verkündigung des Evangeliums aus dem Wesen seiner gleich-

bleibenden Botschaft heraus motivieren würde, sondern muss – nach dieser Auffassung – erst erarbeitet werden. Bezugspunkt ist dann nicht der Auftrag Gottes, sondern die Gesellschaft bzw. das politische Gemeinwesen, für das sich Kirche nach den Maßstäben des gesellschaftlich-politischen Lebens als nützlich – in Corona-Zeiten könnte man sagen: als „systemrelevant" – präsentieren muss.

Nutzen für die Gesellschaft – statt Erlösung

Im Hintergrund steht auch der Gedanke einer Zivilreligion, wie ihn besonders präzise der französische Aufklärungsphilosoph Jean-Jacques Rousseau formuliert hat. Er sprach in seinem „Sozialvertrag" von einem rein staatsbürgerlichen Glaubensbekenntnis und meinte damit die „Gesinnung des Miteinander, ohne die es unmöglich ist, ein guter Bürger und ein treuer Untertan zu sein". Von Erlösung und ewigem Leben ist weder hier noch in den Konkretionen die Rede, die in dieser „Protestanten-Bibel" dann genannt werden: „Die Herausgeber der Protestanten-Bibel bekennen sich zu dem Glauben, daß der Anfeindung zwischen Vernunft und Glauben, zwischen Religion und Wissenschaft ein Ende gemacht werden muß, *wenn unser Volksleben gedeihen* soll" (S. IX). Das kirchliche Leben soll also zu einem gesellschaftlichen Gedeihen, zum Zusammenhalt, zu einem Funktionieren der politischen Abläufe beitragen.

In dem letzten Zitat werden mit der Spannung von Vernunft und Glauben bzw. Religion und Wissenschaft auch die Bezugsinstanzen theologischer Erkenntnis und Entscheidung angesprochen, an denen sich Kirche, will sie in dieser Weise nützlich für die Gesellschaft sein, abarbeitet. Bereits in der frühen Christenheit gab es Theologen wie z.B. Origenes, die zwischen dem Wortlaut der Bibel und einem tieferen Sinn dahinter unterscheiden wollten. Verfestigt hat sich das Gegeneinander eines zeitlosen und universal gültigen Kerns und einer vermeintlich zeitbedingten Schale in der Theologie allerdings seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Der Mensch als Richter über Gottes Wort

Ging es zunächst um Vereinbarkeit mit der Vernunft, so später um Kompatibilität mit einem politischen System, mit vorherrschenden Ideologien oder mit dem Selbstverständnis sozial definierter Gruppen. Gemeinsam war allerdings allen inhaltlichen Füllungen, dass die Bewegungsrichtung nicht von Gott und seinem Wort zu den Menschen verlief, sondern umgekehrt der Mensch als Richter über Gottes Wort auftrat. Grundsatz des dann „historisch-kritisch" genannten Unterscheidungsmodells ist bis heute, dass Ereignisse der Geschichte nur linear aus anderen geschichtlichen, innerweltlichen Vorgängen erklärt werden dürfen und mit Wundern, also einem Eingreifen Gottes, nicht gerechnet werden kann.

Charakteristisch für eine solche liberale Theologie ist die Behauptung, Wahrheit sei nicht eindeutig fassbar und von Gott könne nicht direkt oder aufgrund von Offenbarung oder Erfahrung gesprochen werden. Es seien allenfalls symbolische Redeweisen von Gott und seinem Wirken möglich. Alle Geschichtlichkeit, wie sie Gegenstand des Glaubensbekenntnisses ist, wird bestritten. Der Glaube wird in einem ersten Schritt seiner Konkretheit beraubt, bleibt inhaltlich zumindest flexibel und die Beziehung von Gedanken, Begriff und Wirklichkeit wird in der Schwebe gehalten. Mit der Entkonkretisierung wird allerdings in einem zweiten Schritt eine Rekonkretisierung verbunden. Den traditionellen Glaubensinhalten werden, da sie ja zunächst nur einen symbolisch-begrifflichen Status haben, durch Interpretation und Aktion konkrete neue Füllungen verliehen. „Gott" und seine Heilstaten gewinnen dann Wirklichkeit in dem, was die Menschen bzw. die Kirche daraus machen.

Zentral ist die Diskussion darüber, was mit dem Evangelium als „viva vox", also als einer lebendigen Stimme gemeint sei (Luthers Werke, Epistel Petri gepredigt und ausgelegt, 1523, Weimarer Ausgabe 12, S. 259). Die Reformation bekannte sich zur Wirksamkeit (efficacia) der Heiligen Schrift aus ihrem Wesen als Wort Gottes heraus. Durch das Predigtamt wird, so heißt es im fünften Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses, Evangelium und Sakrament gegeben, wodurch als Heilsmittel der Heilige Geist gegeben wird, der dann, „wo und wann er will" den Glauben bei denen bewirkt, die das Evangelium hören. Die liberale Theologie legt hingegen alles Gewicht auf die Predigt als Interpretation bzw. Aktualisierung, durch die der eigentliche Gehalt des Evangeliums erst je neu Gestalt gewinne. Nicht der Heilige Geist, sondern der Mensch, der sich als Ausleger auf Gegebenheiten der Situation und gesellschaftliche Erfordernisse bezieht, ist dann das handelnde Subjekt. Dadurch kommt es zu einer fast unbegrenzten Anpassungsfähigkeit der evangelischen Kirche und es entstehen Anknüpfungspunkte für jedwede säkulare Weltanschauungen.

Wenn Moral an die Stelle des Evangeliums tritt

Für die evangelischen Landeskirchen in Deutschland wurde in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg der theologische Ansatz Karl Barths besonders einflussreich. Im Unterschied zur lutherischen Theologie lehnte Barth die Unterscheidung und den gleichzeitigen Wechselbezug von Gesetz und Evangelium ab. Vereinfacht ausgedrückt ging Barth von einer Versöhnung der Welt mit Gott als bereits erreichtem Zustand aus, der zeichenhaft im Tun der Kirche bezeugt werden sollte. In der Gemeindearbeit geht es dann darum, dem Evangelium gemäße Strukturen in der Welt zu schaffen. Gerade der späte Barth hielt sich in konkreten Lösungsvorschlägen für tagespolitische oder auch programmatische Grundsatzfragen der Politik keineswegs zurück. Da Kirche und Welt als vom Evangelium durchdrungen, als bereits jetzt von Christus beherrscht betrachtet wurde, wurden sämtliche politischen Fragen zu Ausdrucksformen des Evangeliums. Der Predigt im Gottesdienst kommt dann die Aufgabe zu, die bereits angelegten weltlichen Gestaltungsformen des Evangeliums aufzudecken, beim Namen zu nennen und mit dem apodiktischen Wahrheitsanspruch des Evangeliums als einzig zulässige Option zu verkünden. Das Evangelium nimmt gesetzliche Gestalt an, ist Zuspruch nur in Form des Anspruchs. Dies erklärt den Moralismus führender Vertreter der EKD, die fern jeglicher differenziert agierender Realpolitik ganz bestimmte tagespolitische Entscheidungen für die einzig legitimen erklären (z.B. aktuell im Umgang mit der Seenotrettung im Mittelmeer).

Während die Argumentation der Reformatoren stets den Rückbezug auf die Heilige Schrift gegen eine Neben- oder gar Vorordnung der (kirchlichen) Tradition betonte, kamen mit der Problematisierung des Schriftprinzips in der evangelischen Kirche neue Formen von Tradition ins Spiel. Das ist immer dann der Fall, wenn auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, die Bibel in ihrem Zeitkontext verstehen zu müssen, von dem man die heutige Zeit mit ihren neuen Erkenntnissen zu unterscheiden habe. Man differenziert dann nicht nur zwischen zeitlosen und vermeintlich zeitbedingten Teilen der Bibel, sondern meint, bei der Entstehung der Bibel nicht Gott, sondern kulturelle Konstellationen und soziologische Machstrukturen als maßgeblich herausstellen zu müssen. „Heute“ müsse man auf die neuen Erkenntnisse „der“ Wissenschaften Bezug nehmen und von dorther Sachkritik an der Bibel üben.

An die Stelle der Rechtfertigung tritt politische Korrektheit

Bemerkenswert ist dabei, dass das jeweils für anstößig Gehaltene in der inhaltlichen Füllung ebenso wechselt wie die Leitwissenschaften, an denen man sich zu orientieren hätte. So war erst die Philosophie mit ihrem rationalen Ansatz der Bezugsrahmen, dann waren es die Naturwissenschaften bis hin zur Rassenlehre bei den dem Nationalsozialismus nahestehenden Theologen, schließlich die Sozialwissenschaften und die damit verknüpfte Geschlechterforschung.

Insbesondere seit den 1960er Jahren wird die Bibel als Machwerk von Vertretern unterschiedlicher Varianten eines Unterdrückungssystems betrachtet. Weil man in Inhalt und Formulierung der Bibel den Ausdruck der Interessenpolitik bestimmter – dafür zu kritisierender – Kreise und Gruppen zu finden meint, sehen sich manche legitimiert, ihre eigenen Interessen in die Neuinterpretation bzw. Neuformulierung der Bibel einfließen zu lassen. Die Bibel gilt in ihrer herkömmlichen Form als nicht relevant, ja gefährlich. Die Bibel wird dann durch Selektion, Neudeutung und teilweise Neuformulierung (etwa in der „Bibel in gerechter Sprache“) relevant und nützlich gemacht, um für den Interessenkampf bestimmter sozial definierter Gruppen zu motivieren. Während die Reformation zwischen Glaube und Unglaube, Wort Gottes und Tradition unterschied, kommt es gegenwärtig im kirchlichen Raum zu neuen Unterscheidungen, ja Feindbildern. Es geht dann nicht um Glaube, sondern um (politische) Gesinnung, nicht um eine Gemeinschaft der Glaubenden, sondern um Mitstreiter in einem für gerecht gehaltenen Kampf. An die Stelle der Rechtfertigung aus Glauben tritt die politische Korrektheit und an die Stelle des Gerichts Gottes die für notwendig gehaltene Ausgrenzung und Tabuisierung abweichender Meinungen.

In Deutschland könnte eine Station auf dem Weg zur Vorherrschaft einer auf das Diesseits fixierten Theologie auch in der Ablösung des landesherrlichen Kirchenregiments durch die Volkskirchenstruktur in einem demokratischen Gemeinwesen nach dem Ersten Weltkrieg gelegen haben. Luthers unbestreitbare Nähe zur fürstlichen Obrigkeit war vor allem darin motiviert, das Evangelium vor einer Überfrachtung durch irdische Angelegenheiten zu bewahren, es nicht zu verweltlichen und dadurch stumpf zu machen. Deswegen würdigte er die staatliche Macht, gerade insoweit sie nicht von kirchlichen Würdenträgern, sondern von weltlichen Amtsträgern ausgeübt wurde. Auch in Ausübung eines solchen Amtes sollte ein Dienst für Gott möglich sein, allerdings für Gott als Schöpfer und Erhalter, nicht als Erlöser. Die Zwei-Reiche-Lehre unterschied staatliche und kirchliche Aufgaben, entließ den Staat aber nicht in eine Autonomie, in der ohne Normen und Werte oder Verantwortung gehandelt werden dürfte. Vielmehr handelte es sich nach Luthers Verständnis um zwei von Gott eingesetzte Regimente, in den Gott in je spezifischer Weise durch menschliche Werkzeuge handelte. Die Fürsten sollten sich dabei aber gebunden wissen an Gottes Wort und Willen, wie das in den Zehn Geboten oder in Institutionen, die der Schöpfung eingestiftet wurden (z.B. Ehe), artikuliert ist.

Mit dem Wechsel der Staatsform hätten Formen einer Bindung an Gott auch für das demokratische Staatswesen gefunden werden können. Faktisch ersetzte aber die Gesellschaft die Fürsten und sah sich nicht nur im Staat, sondern auch in der Kirche als legitimiert an, das zu definieren, was des Volkes Wille sein sollte. So erhöhte sich mit zunehmender Pluralisierung der Gesellschaft der Druck auf die evangelische Kirche, die Strukturen der Gesellschaft nicht nur soziologisch, sondern auch inhaltlich in der Volkskirche abzubilden. Die Kirche soll dann zwischen verschiedenen Interessen vermitteln, jedem Individuum und jeglicher Gruppe Angebote durch entsprechend zugeschnittene Amtshandlungen machen. So findet das Dominanzstreben einzelner gesellschaftlicher Gruppen eine Fortsetzung in der Kirche, ja wird durch bewusste Parteinahmen noch unterstützt.

Gewissensschärfung oder Parteinahme?

Damit wiederum hängt ein letzter Aspekt zusammen. Die reformatorische Theologie ging davon aus, dass Amtsträger als Einzelpersonen anders handeln, wenn sie gläubig sind, von Gott in ihrem Charakter verändert wurden, sich Gott gegenüber verantwortlich wissen. Die politische Aufgabe der Kirche besteht dann v.a. in der Gewissensschärfung, die mit der vollumfänglichen Verkündigung der authentischen biblischen Botschaft einhergeht. Strukturen und Missstände in deren Umsetzung verändern sich dann, wenn veränderte Menschen in ihnen handeln, sich dem mit der Einsetzung durch Gott verknüpften Ursprungssinn der Institutionen verpflichtet fühlen.

Dagegen führt die Dominanz sozialwissenschaftlicher Deutungsansätze der Wirklichkeit in weiten Teilen der evangelischen Kirche dazu, dass der reformatorische Ansatz in seiner Stoßrichtung umgedreht wird: Man setzt alles auf die Veränderung politischer Strukturen und Systeme und will dadurch einen anderen, den neuen Menschen schaffen. Die Anfälligkeit für ideologische Utopien, die auch einen neuen Menschen und eine bessere Welt zu schaffen vorgaben, hat sich im Verhalten der evangelischen Kirche in den beiden deutschen Diktaturen des 20. Jahrhunderts hinlänglich erwiesen. Eine Besinnung auf das Wort vom Kreuz, das ein Kontrastprogramm zu innerweltlichen Erlösungsansätzen darstellt, wäre da hilfreich gewesen! ■

Jesus als Mitte der Geschichte

Zum neuen Buch von Markus Spieker

Von Dr. Jonathan Kühn

„Die zwei wichtigsten Fragen der Menschheit lauten: Gibt es einen Gott, der die Welt erschaffen hat? Und hat sich dieser Gott in Jesus offenbart?“ Um dieses zentrale Themenfeld, das sich auf Seite 954, kurz vor dem Abschluss des 1.000-Seiten-starken Werkes, so pointiert formuliert findet, kreist dieses neueste Buch von Markus Spieker. Es ist ein rasanter, zuweilen wilder Ritt durch die Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende. Der promovierte Historiker bewegt sich hierbei spürbar souverän und sicher darin, schont zugleich aber seine Leser nicht. Wie gut, dass man bei einem Buch innehalten, einzelne Passagen nochmals lesen, vielleicht in vorherige Kapitel zurückblättern kann.

Das Buch ist wohl geradezu einzigartig in seiner Konzeption, in Form und Inhalt. Allein der Umstand, dass in einer Zeit, in der anscheinend kaum noch gelesen wird, zumindest was Bücher anbelangt, ein 1.000-seitiger Wälzer erscheint, ist sowohl aufseiten des Autors als auch seines Verlags als Abenteuer anzusehen, als mutiges Unterfangen. Sodann, sich als formal nicht der Zunft der Theologen Zugehöriger auf ein solches Projekt einzulassen und dabei nicht allein hier und da am Rande auf einzelne Theologen und ihre Positionen einzugehen, sondern ebenso umfangreich wie profiliert und oftmals auch mit spitzer Feder dies über weite Strecken zu tun, ist keine Selbstverständlichkeit. Doch noch weit ungewöhnlicher, ist die auch inhaltlich charakteristische Fülle dieses Buches, das ein riesiges Spektrum abdeckt: bedeutsame Teile der Philosophie- und Theologiegeschichte, der Dogmen- und Kirchengeschichte, zudem auch der Kulturgeschichte und der Politik.

Sachliche Darstellung geht Hand in Hand mit subjektiven Einschätzungen, pointierten Zuspitzungen, theologischen Positionierungen und einem expliziten Überzeugenwollen. Gerade in letzter Hinsicht ist dem Buch ohne Zweifel auch eine Art Predigtstil zu attestieren: kein herablassender oder allzu appellhafter, gewiss aber einer, der seine Leser gewinnen will, trösten und herausfordern, alsdann (im besten Sinne) belehren, also mit zusätzlichem Wissen und hilfreichen Details versorgen.

In all dem begegnet dem Leser im Buch der typische Spieker-Stil: Klar, pointiert, mitunter polemisch spitz. Da erzählt einer mit Herzblut und Leidenschaft. Einer, der es gelernt hat, komplexe Sachverhalte knapp und doch verständlich, anschaulich und unterhaltsam darzustellen. Die Leser werden bei der Stange gehalten, ganz ähnlich wie beim Fernsehen, wo durch Schnitt und Bildfolgen die Aufmerksamkeit erhalten werden soll. Sehr deutlich ist hier der TV-Profi Spieker zu erkennen, der nicht allein durch sein Wissen und die Klarheit der Darstellung beeindruckt, sondern auch durch deren Prägnanz – was nur vermeintlich im Widerspruch steht zu den 1.000 Seiten Buchumfang. Die Sprache,

die Spieker für seine Ausführungen gebraucht, ist indessen ebenfalls eine typische. Wer ihn auf großen Bühnen oder im kleineren Rahmen schon hat reden hören, erkennt vieles auch in schriftlicher Form wieder: flott, locker, mitunter salopp und von Anglizismen geprägt. Entsprechend begegnen Sätze wie „Da winken selbst die Stoiker ab. Leibliche Auferstehung? Lächerlich!“ (S.551) und wenig später: „Mehr Erfolg [...] hat Paulus in Korinth. Die Hafen-Metropole ist eine Boom-Town. [...] Korinth ist hypersexualisiert. Es wimmelt von Bordellen. [...] Ausgerechnet in diesem Sündenpfuhl trifft das Evangelium auf viel Resonanz.“ Wer sich an solchem Sprachduktus stört, mag die Lektüre als ein wenig mühsam erleben. Es dürfte am Ende aber nicht mehr als eine Geschmacksfrage sein und in jedem Fall trägt der spezielle Stil zu dem bei, was das Buch als leichtfüßig und gut lesbar auszeichnet.

Spiekers Jesus-Buch ist von großer Leidenschaft geprägt. Immer wieder reizen seine Aussagen zum Nachdenken, zum Hinterfragen, zuweilen auch zur Nachfrage oder zum Widerspruch. Aber auch jene, die ihm im Detail oder gar in Wesentlichem nicht folgen wollen, werden ihm neben der Akribie der Ausarbeitungen und der Klarheit seiner Argumentation mit Sicherheit auch das eingeflossene Herzblut bestätigen. Überdeutlich ist zudem die Erdung des Schreibers erkennbar: Dass der Autor nicht allein atemberaubend viel gelesen und für seine Interessensgebiete mit viel Fleiß und Mühe zusammengetragen hat, sondern auch und nicht minder, dass hier einer schreibt, der viel erlebt, viel gesehen und sich mit etlichem auseinandergesetzt hat. Der Leser kann nur erahnen, wie viele Diskussionen, Gespräche und verbale Schlagabtausche im Hintergrund dieses Mammutbuchprojekts liegen, direkt oder indirekt eingeflossen sind.

Wer erwartet, dass in „Jesus. Eine Weltgeschichte“ im Kern die Biographie Jesu historisch untersucht wird, vielleicht noch ein wenig ergänzt um die Jahre vor und nach seinem (ersten) Wirken auf Erden, wird sich rasch mit einem viel umfassenderen Zugang zur Thematik konfrontiert sehen. Denn Markus Spieker bietet neben den Detailbetrachtungen im Zusammenhang des Lebens Jesu noch so vieles mehr, was chronologisch vor oder nach diesen ca. 36 Jahren um die Zeitenwende sich ereignete. Von den Höhlenmenschen ist die Rede, vom Gilgamesch-Epos, von Alexander und Sokrates, von Mose und den Makkabäern, von Augustinus und Thomas von Aquin... Letztlich führt der rasante Ritt durch die Geschichte(n) bis in die Gegenwart. Auch hier lässt der Autor keine klaren Worte vermissen, kritisiert vielmehr den um sich greifenden Hedonismus und die ihrer Sache schädliche Zerstrittenheit der heutigen Jesusnachfolger, nicht ohne jedoch zugleich die konfessionelle Vielfalt zu würdigen, die Kreativität freisetzen kann und vom Reichtum des christlichen Glaubens zeugt.

Strukturierte Menschen mögen bei diesem Ritt durch die Jahrtausende zuweilen ein wenig die Orientierung verlieren bzw. bedauern, dass die spiekersche Leidenschaft keine linear-chronologische Abhandlung

zum Ergebnis hatte, sondern immer wieder Sprünge begegnen. Inhaltlich ist zwar grundsätzlich sehr gut nachvollziehbar, was warum an welcher Stelle genannt wird, doch bringt die thematische Fokussierung häufig mit sich, dass plötzlich von einer in eine andere Zeit gesprungen wird, dass sich zu besonders häufig genannten Denkern an etlichen Stellen Referenzen und Zitate finden, statt dass alles gebündelt in nur einem (Teil-)Kapitel zusammengefasst wäre. Die skizzierte ‚Weltgeschichte' ist darin eben eine nicht zeitlich Schritt für Schritt sich fortbewegende, sondern auf inhaltliche Verbindungen und Entwicklungszusammenhänge blickende. Dieses Vorgehen mag ebenso streitbar sein wie manche Aussage im Buch. Aber gleichzeitig ist auch dies Ausdruck eines subjektiven, persönlichen, deutlich Farbe bekennenden Stils.

Markus Spieker hat mit „Jesus. Eine Weltgeschichte" ohne Zweifel eine ebenso klare, persönliche, wie inhaltlich reiche und inspirierende Grundlage vorgelegt, die einlädt: zum Nachdenken, zum Weiter-Lesen, zum Diskutieren, zum Glauben. Dass ihm eben daran gelegen ist, schreibt er selbst im Buch. Als Leser kann ich nur feststellen: Das ist gelungen.

Dr. Markus Spieker
Jesus.
Eine Weltgeschichte
Fontis Verlag Basel 2020,
1.000 Seiten, 30 Euro

*„Wird freilich aus dem Evangelium wieder ein Gesetz gemacht, etwa in Form von **Betroffenheit** oder **Engagement** in der Forderung globaler Weltverantwortung, dann treibt dieses neue, angeblich christliche Gesetz entweder in die Resignation oder macht hochmütige Leute, die sich in alle Händel dieser Welt – auch unberufen – einmischen oder in ihrer Besserwisserei nicht für Christus **werben**, sondern von ihm abschrecken.*
Wird aber das Evangelium ohne das Gesetz ausgerichtet, ohne den Blick auf den Weltenrichter, dann wird es zu innerweltlich guten Absichtserklärungen verfälscht. Es wird zur Proklamation des angeblich guten Menschen an sich. Es entartet zu billigen Vertröstungen und verkommt zu einem realitätsfernen Optimismus. Aber die Kraft der Dynamik des Evangeliums geht verloren. Beide Male ist das Schwert des Geistes, das Wort Gottes stumpf geworden, taubes Salz ohne Salzkraft."

*Aus: **Ernst Volk**, Anfechtung und Gewißheit des Glaubens, Freimund-Verlag 1998, S. 72/73.*

„Unser Alleinstellungsmerkmal ist nicht, dass wir gute Menschen sind. Das glaubt ja ohnehin fast jeder. Unser Alleinstellungsmerkmal ist, was Luther in seiner These 64 sagt: Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Wenn wir das verkünden, dann sind wir attraktiv. Wenn wir das nicht tun, dann sind wir überflüssig".

***Dr. Johannes Hartl**,*
katholischer Theologe, Gebetshaus Augsburg

Gott, mein Kumpel

Von Joachim Bär

„Gott ist ein Kumpel!" titelte eine Tageszeitung am 14. Oktober 2010, als die 33 chilenischen Minenarbeiter aus ihrer verschütteten Kupfer- und Goldmine in der Atacama-Wüste befreit waren. In über 600 Metern Tiefe hatten sie 69 Tage in völliger Dunkelheit ausgeharrt, nachdem ein Schacht eingestürzt war. Die Rettungsarbeiten zogen sich über Wochen hin. Und die Welt fieberte mit.

Herrlich, die Überschrift beweist journalistische Klasse und drückt auf hervorragende Weise das Gefühl aus, das sich vielen bei der Rettung beteiligten Menschen aufdrängte: Gott hatte bei dieser Rettung seine Finger im Spiel. Er hat sich mit diesen Bergmännern, den Kumpeln, solidarisiert und für ihre Rettung gesorgt. Unmöglich war die Rettung zwar nicht. Trotzdem grenzt es an ein Wunder, dass alle Verschütteten aus der Unglücksmine gerettet werden konnten.

Christen sind Freunde Gottes

Gott als Kumpel? Ein schöner, in diesem Fall doppeldeutiger Gedanke, der tatsächlich zu einigen Aussagen der Bibel passt. Schließlich hat sich Gott in Jesus wirklich mit den Menschen solidarisiert, ist einer von ihnen geworden und hat den Weg zur Rettung der Menschheit ermöglicht. Fest steht: Würden alle Menschen in Bergwerken wohnen, Jesus wäre ein Kumpel gewesen.

Außerdem scheint eine vertraute Freundschaft zu Gott geradezu das zentrale Element des christlichen Glaubens zu sein. Christen laden zur Freundschaft oder Beziehung mit Gott ein und Jesus nennt seine Nachfolger Freunde (Johannes 15,15). Das hat übrigens schon im Alten Testament angefangen. Abraham wird als Freund Gottes bezeichnet (Jakobus 2,23) und Mose unterhielt sich mit Gott von Angesicht zu Angesicht, wie man unter Freunden redet (2. Mose 33, 11). Was für eine wundervolle Vorstellung.

Freundschaft mit Schlagseite

Das hat der christliche Glaube zu bieten, das ist frohe Botschaft! Wir können mit unserem Schöpfer in Kontakt treten. Er ist kein unnahbarer Herrscher, der so heilig ist, dass allein schon der Gedanke Gotteslästerung ist, er wäre an seinen Geschöpfen persönlich interessiert. Christen dürfen ihn Papa nennen und sind demnach seine Söhne und Töchter (Galater 4,6), gehören zu seiner Familie (Epheser 2,19), sind mit Gott versöhnt und haben direkten Zugang zu Gott (Epheser 2,18).

Durch Jesus ist eine direkte, vertrauensvolle Freundschaft mit Gott möglich. Das ist eine hoffnungsvolle Perspektive. So lässt sich's wirklich leben. Gerade in den schweren Zeiten.

Gott ist für uns, damit ist alles gut. Komme, was wolle. Wirklich alles? Nicht unbedingt. Denn diese Nähe zu Gott kann Schlagseite bekommen. Wie so vieles, was einmal neu, prickelnd und atemberaubend war, kann auch die Freundschaft mit Gott über die Jahre selbstverständlich werden.

Ich staune nicht mehr darüber, was da gerade passiert, wenn ich mein Gebet mit „Lieber Vater“ anfange. Ich bin nicht mehr davon ergriffen, wenn ich Vergebung von Schuld zugesprochen bekomme. Und ich staune nicht mehr über die Gewissheit, dass ich einst als Freund Gottes vor seinem Thron bestehen werde. Gott wird Alltagsgegenstand. Seine Vergebung gewöhnlich. Die Nähe zu ihm trivial. Er wird zum Kumpel, der immer für mich da ist, mir immer vergibt. Ihm kann ich alles sagen, er hört mir ja immer zu.

Richtig, aber einseitig

Das ist zwar alles richtig, aber auch einseitig. Schließlich ist Gott kein himmlischer aber weitgehend harmloser Wegbegleiter, der nur dafür sorgt, dass mein durchgestyltes Leben auch vollends gelingt und bloß nicht mit dem Tod aufhört. Er ist auch nicht wie ich. Da ist ein himmelweiter Unterschied zwischen meinen bruchstückhaften Versuchen, ein besseres Leben zu führen und seiner Heiligkeit. Zwischen meinen zu erwartenden 70 oder 80 Jahren und seiner Ewigkeit. Zwischen meinem Bemühen, meine Mitmenschen mit seinen Augen zu sehen und seiner Begeisterung für alle Menschen – und das nach all den Jahren.

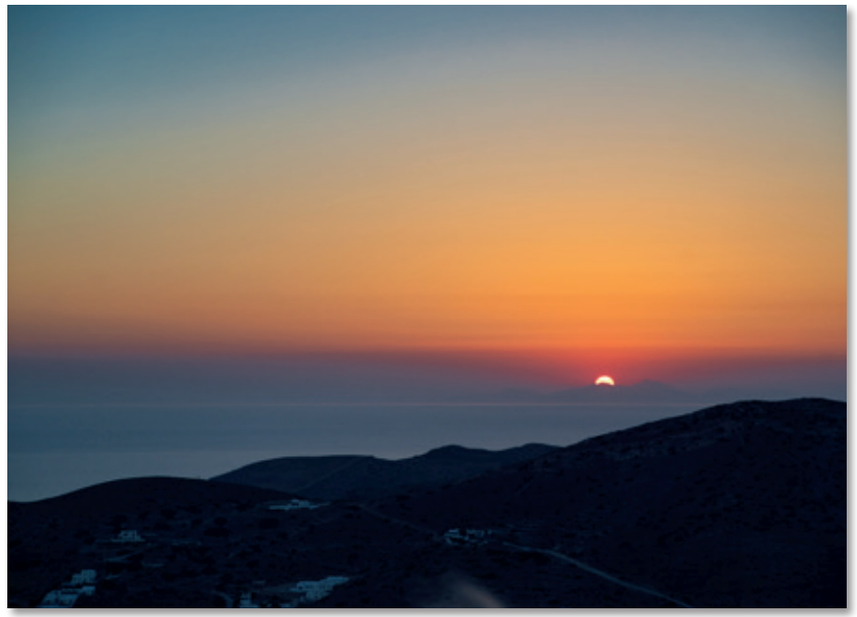
Richtig: Christen dürfen Gott Papa nennen und ihm ganz nah sein. Diese Nähe kann aber zu normal werden – und ins Negative umschlagen.

Gott ist der allmächtige Schöpfer, der aus dem Nichts erschafft und dessen mächtige Stimme über den Wassern donnert (Psalm 29,3). Das verzehrende Feuer, vor dem keine Unreinheit bestehen kann (Hebräer 12,29). Der ewige Weltenherrscher, der Könige einsetzt und absetzt (Daniel 2,21) und vor dem selbst herrliche Engel ins Schwärmen kommen (Jesaja 6,2-4). Wie kann ich ihn da wie einen Kumpel behandeln?

Probe aufs Exempel

Der Lackmustest dafür, ob Gott zu meinem Kumpel geworden ist, ist die Frage: Wie schwer fällt es mir, Gott meine Schuld zu bekennen? Bin ich mir dabei bewusst, mit wem ich es zu tun habe und was er für mich getan hat? Oder ist Gott mein Kumpel, der mir ohnehin wie gewohnt und leichtfertig vergibt – oder schon vergeben hat? Dietrich Bonhoeffer hat in seinem Buch „Gemeinsames Leben“ in Bezug auf die Beichte sehr passende Worte zum Thema gewählt:

Woran liegt es, dass uns oft das Sündenbekenntnis vor Gott leichter wird als vor dem Bruder? Gott ist heilig und ohne Sünde, er ist ein gerechter Richter des Bösen und ein Feind allen Ungehorsams. [...] Sollten wir nicht den Weg zum Bruder leichter finden als zum heiligen Gott? Steht es bei uns aber anders, so müssen wir uns fragen, ob wir uns mit unserm Sündenbekenntnis vor Gott nicht oftmals selbst getäuscht haben, ob wir nicht vielmehr uns selbst unsere Sünden bekannten und sie uns auch selbst vergaben?



Unbeeindruckt von Gottes Heiligkeit

Wem das Bekennen von Schuld vor Gott leichter fällt als vor Menschen, hat Gott sehr wahrscheinlich zum Kumpel gemacht, zum Papiertiger. Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, bei Gott um Vergebung zu bitten. Wo sonst? Und natürlich können wir uns durch möglichst große Selbstzerknirschung keinen gnädigen Gott oder die Wiedergutmachung von Schuld verdienen. Es zeugt jedoch von einem fragwürdigen Gottesbild, wenn ich meine Freundschaft zu Gott allzu selbstverständlich nehme und mich seine Heiligkeit unbeeindruckt lässt.

Zugegeben, manchmal ist es schwer, die Spannung zu halten. Einerseits ist Gott in Jesus ein Freund und Bruder. Andererseits ist er derjenige, vor dem sich einmal alle Knie beugen werden und der die Welt richten wird. Wer das nicht auf Anhieb zusammen bekommt, ist sicher nicht der erste. Trotzdem sollten wir alles daran setzen, uns an keine dieser Überzeugungen zu gewöhnen.

Wir brauchen immer wieder Momente, in denen wir darüber staunen, wie treu, heilig und liebevoll Gott ist. Momente, in denen wir mit offenem Mund vor der Tatsache stehen, dass sich der Herr des Universums uns zugewandt hat und uns Papa, Freund und Weggefährte geworden ist – aber kein harmloser Kumpel. ■

Joachim Bär *ist Gesamtredaktionsleiter bei ERF Medien.*

Mit freundlicher Genehmigung von
© 2020 ERF Medien Wetzlar, www.erf.de

Gegen Vernebelung in Glaubensfragen hilft „das treue Bleiben am Wort“

Der sechste Christustag Bayern fand am 3. Oktober unter besonderen Bedingungen statt: Online, zum Teil aber auch live unter Corona-Bedingungen. Zu den fünf Live-Veranstaltungen in Berg (bei Hof), Gunzenhausen, Lauf a.d. Pegnitz, München und Regensburg kamen rund 400 Besucher, rund 1.000 Menschen verfolgten den Livestream im Internet.

Dr. Carsten Rentzing war bereits 2017 Sprecher beim Christustag Bayern

Der ABC-Vorsitzende Till Roth betonte dabei, dass die Kirche auch in einer Zeit des weltanschaulichen Pluralismus Jesus Christus als die Wahrheit für alle Menschen zu verkündigen habe. Das Motto des Christustags „Wahrheit, die trägt: Christus“ klinge in einer Zeit, in der viele Menschen keine allgemein gültige Wahrheit akzeptierten, zwar steil und krass. Aber letztlich müsse sich jeder der Frage stellen, ob Jesus der von Gott gesandte Retter für alle Menschen sei. Zugleich warnte der ABC-Vorsitzende: „Christen sind nicht diejenigen, die die Wahrheit „haben“ und die andere korrigieren und belehren, sondern im besten Fall sind wir Menschen, die sich von Christus korrigieren und belehren lassen – und dann Zeugen sind für Jesus, die Wahrheit.“

Der ehemalige sächsische Landesbischof **Dr. Carsten Rentzing** sagte in einer Bibelarbeit, die zum Livestream des Programms gehörte, die christliche Wahrheit sei nicht nebulös, sondern durch die Orientierung an Jesus und dem, was er gesagt und getan habe, sehr klar. Das Jesus-Wort „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“ bewahre vor falschen Vorstellungen: Immer wieder hätten Menschen versucht, Jesus zum Kronzeugen für die eigene Meinung zu machen und ihn beispielsweise zum „ersten neuen Mann“ oder zum „Revolutionär“ erklärt. Gegen solche „Vernebelungen“ helfe nur das treue Bleiben am Wort.

Kritisch äußerte sich Rentzing zu der Neufassung des sog. Missionsbefehls im Matthäus-Evangelium, wo in der revidierten Luther-Übersetzung nicht mehr von „Jüngern“ die Rede ist. Die Betonung auf das „Lehren“ sei zwar textgetreu, doch in der jüdischen Tradition komme es nicht nur darauf an, etwas zu lernen, sondern dies auch zu leben. Die christliche Wahrheit sei nicht abstrakt, sondern zeige sich in der konkreten Umsetzung des Gelernten, also in der „Nachfolge Jesu als Jünger“.

Nach Ansicht von **Ulrich Parzany**, dem Sprecher des Netzwerks Bibel und Bekenntnis, ist es entscheidend, ob man die in der Bibel überlieferten Worte wirklich als Worte von Jesus versteht. Die in der Theologie weit verbreitete Bibelkritik, die behaupte, dass es sich lediglich um Worte handle, die die ersten Jünger Jesus in den Mund gelegt hätten, sei der eigentliche Grund für die heutige Kirchenkrise. Wenn aber Jesus, wie von der Bibel bezeugt, der König der Wahrheit ist, der Sünde vergibt und ewiges Leben schenkt, dann sei dies tatsächlich eine „Wahrheit, die trägt“. Kritik an einem falsch verstandenen Toleranzbegriff äußerte der Wittenberger **Pfarrer Alexander Garth** bei der Christustags-Veranstaltung in München. Toleranz sei nicht mit Beliebigkeit oder Gleichgültigkeit zu verwechseln, Christen, die den Anspruch Jesu aufgäben, der Messias und Retter der Welt zu sein, seien nicht glaubwürdig und nicht gesprächsfähig, so Garth. Zugleich müsse immer deutlich werden: „Christliche Toleranz liebt den anderen, auch wenn er eine andere Überzeugung hat“, so Garth. Ebenfalls in München rief die Leiterin der Württembergischen Bibelgesellschaft, **Pfarrerin Franziska Stocker-Schwarz**, dazu auf, „an Jesu Wort zu bleiben“ und auch viel auswendig zu lernen. Ihr gefalle die englische Übersetzung „to learn by heart“, weil dadurch deutlich werde, dass Worte beim Auswendiglernen ans Herz wachsen und da-mit das Leben verändern.

Mit Maske und Abstand: Christustag in Corona-Zeiten – hier in Regensburg

Ein rein intellektueller Wahrheitsbegriff sei für das menschliche Leben nicht tragfähig, so auch die **Theologin Gabriele Braun** beim Christustag in Lauf a.d Pegnitz: Nach biblischer Perspektive sei die Wahrheit eine Person – Jesus – und erschließe sich in der Beziehung zu Jesus, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit verkörpere. **Professor Rolf Hille** erinnerte auf der Hensoltshöhe in Gunzenhausen an die bekannte Pilatus-Frage: „Was ist Wahrheit?“ In Anlehnung an den Philosophen Wittgenstein sagte er, selbst wenn alle wissenschaftlichen Fragen beantwortet seien, seien die eigentlichen Lebensprobleme noch nicht berührt. Dies geschehe in der Begegnung mit Jesus, was gerade Menschen bezeugen könnten, die Schweres im Leben erfahren hätten: „Jesus ist das Licht: Mit seiner Wahrheit macht er die Welt hell, auch die dunkelsten Ecken unseres Lebens.“

Pfarrerin Franziska Stocker-Schwarz in München

Beim Christustag in Berg rief der **Theologe und Historiker Benjamin Hasselhorn** dazu auf, ganz neu die Schätze der Bibel zu entdecken, selbst, wenn man die Bibel nicht von vornherein als Gottes Wort sehe. Es gebe zum Beispiel „das Gebot der Freundlichkeit“, das angesichts einer zunehmenden gesellschaftlichen Polarisierung höchst aktuell sei. Jesus lade dazu ein, andere mit den Maßstäben zu beurteilen, nach denen man selbst beurteilt werden wolle.

An allen Orten wurde zugleich des 30. Jahrestags der Deutschen Einheit gedacht. Der aus Sachsen stammende ehemalige CVJM-Landessekretär **Rainer Dick** sagte in Regensburg, der Sozialismus sei auch an einem falschen Menschenbild gescheitert: Der Mensch sei nicht von sich aus gut und nur durch die Umstände verbogen; vielmehr brauche jeder Mensch die Befreiung von der Sünde durch Jesus. Der **evangelische Regionalbischof Klaus Stiegler** dankte in seinem Grußwort dem ABC, dass er mit dem Christustag zur Vergewisserung des Glaubens als Lebenskraft beitrage. ■

CHRISTUS TAG BAYERN

Wahrheit, die trägt: Christus

„Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben;
nicht Erdennot, nicht Erdentand soll mich daraus vertreiben.
Und wenn zerfällt die ganze Welt,
wer sich an ihn und wen er hält wird wohl behalten bleiben.“
(Philipp Spitta, EG 374,1)

Unsere Tage sind erfüllt von Unsicherheit, Sorgen und Angst: Eine Pandemie beutelt die Welt, die Folgen der zurückliegenden Ausnahmemonate sind kaum abzusehen. Die Gesellschaft ist gespalten: Apokalyptiker treffen auf Verharmloser, Anhänger von Verschwörungstheorien auf Besänftiger, Zufriedene auf Wütende. Viele sind misstrauisch, ratlos, suchen Halt. In all dem erlangt die Frage nach Wahrheit ganz neue Brisanz: Was gilt und was trägt im Leben und Sterben?

Die Kirche Jesu Christi und somit jeder einzelne Christ ist auch und gerade in solchen Krisenzeiten Jesu Missionsbefehl (Matthäus 28) verpflichtet und damit berufen, beauftragt und ausgesendet, inmitten aller Turbulenzen das Evangelium von Jesus Christus zu bezeugen. In diesem Bewusstsein bekennen wir an diesem Christustag den Einen, der trägt und Halt gibt, der selbst die Wahrheit ist: Jesus Christus. Er sagt uns im Evangelium:

„Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger
und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.
Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.
(Johannes-Evangelium 8,31 + 36)

Wer mit Jesus Christus, dem Sohn Gottes, verbunden ist, ist in Wahrheit frei.
Er ist nicht mehr Knecht finstrer Mächte, nicht angewiesen auf andere („alternative“) Wahrheiten, sondern gehalten von der Wahrheit selbst.

Wer an Christus glaubt, hat festen Grund gefunden in den Stürmen des Lebens und ist berufen, an dieser Wahrheit festzuhalten in den Strömen seiner Zeit: inmitten aller Ängste, Schreckensnachrichten, Sorgen und Unsicherheiten. Vielmehr soll und darf er mit allen anderen, die an Christus glauben, bekennen: Er ist die Wahrheit in Person. Und alle, die der Sohn frei macht, die sind wirklich frei! ■

„Stimme sein und stärken“

Kasseler Memorandum 2020 des Netzwerks Bibel und Bekenntnis

Das Leitungsteam des Netzwerks Bibel und Bekenntnis hat nach einer Online-Konferenz im November, bei dem auch der ABC beteiligt war, ein „Kasseler Memorandum“ veröffentlicht, um zu klären, „woran wir uns selbst und alle Verantwortlichen in Kirchen und Gemeinschaften erinnern wollen.“ Heute stehen wir als Christen in einer Situation, die in vielem an die apostolische Zeit erinnert, in der Christen „wie Fremdkörper in der antiken Gesellschaft des römischen Reiches“ waren: „Angesichts der dramatischen geschichtlichen Prozesse der letzten 250 Jahre haben wir es als Fremdlinge in der Zerstreuung mit unterschiedlichen Diasporasituationen zu tun. Da ist einmal die immer stärker werdende säkulare Gesellschaft, dann die sich an den Zeitgeist anschmiegende volkskirchliche Landschaft und schließlich die Auseinandersetzung innerhalb der evangelikalen Bewegung.“ Es folgend Kernthesen, die das Netzwerk Bibel und Bekenntnis als Hauptaufgaben benennt.

1. Wir wollen Stimme sein und stärken.

Wir wollen Christen durch biblische Lehre in ihrem Glauben an Jesus Christus stärken. Darum nehmen wir Stellung zu kontroversen Themen und zu Vorgängen in den evangelischen Kirchen, landeskirchlichen Gemeinschaften und Freikirchen, die Bibel und Bekenntnis widersprechen.

Wir haben den Eindruck gewonnen, dass die Leitungen der evangelischen Landeskirchen mehr und mehr den Leitideen von Staat und Gesellschaft folgen. Die biblische Botschaft wird dem Zeitgeist angepasst. Das Christentum wird zur Zivilreligion, die den Zusammenhalt der Gesellschaft stärken soll. Das geschieht um den Preis, dass das Schiff der Kirche aus seiner Verankerung in Gottes Wort, der Heiligen Schrift, gelöst worden ist.

2. Glaube und Bekenntnis gehören zusammen.

Wir setzen uns dafür ein, dass das Bekenntnis zu Jesus Christus nicht als etwas Nebensächliches abgewertet wird. Jesus sagt: „Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matthäus 10, 32f). Und Paulus schreibt: „Wenn du mit deinem Munde bekennst, dass Jesus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet.“ (Römer 10, 9). Damit werden Glaube und Bekenntnis als heilsnotwendig definiert.

Wir verstehen „Bekenntnis“ zuerst als Einladung, dem Wort Gottes zu vertrauen und zu gehorchen. Wir können es nicht lassen,

uns zu Jesus Christus zu bekennen. In diesem Sinne kämpfen wir wie der Apostel Paulus für die Jesus-Nachfolger, „damit ihre Herzen gestärkt und zusammengefügt werden in der Liebe und zu allem Reichtum an Gewissheit und Verständnis, zu erkennen das Geheimnis Gottes, das Christus ist, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis.“ (Kolosser 2,2f)

3. Einheit und Bekenntnis gehören zusammen.

Das klare Bekenntnis zu Jesus Christus und die Einheit der Christen widersprechen sich nicht, sondern bilden zwei Seiten derselben Medaille. Wir setzen uns dafür ein, dass sie, wie im Neuen Testament bezeugt, untrennbar zusammengehören und nicht gegeneinander ausgespielt werden.

Wir widerstehen der falschen Vorstellung, dass wir Einheit in Vielfalt gewinnen könnten, indem wir uns vom biblisch begründeten Konsens verabschieden. Ohne gemeinsame Antworten auf die Fragen, wer Jesus Christus ist, was er getan und gelehrt hat, worin sein Erlösungswerk besteht, wird „Christus“ zur leeren Hülse, die beliebig gefüllt wird und nicht mehr verbindet. Tatsache ist: Wo wir uns von Bibel und Bekenntnis verabschieden, da geht mit der gemeinsamen Basis auch die gemeinsame Botschaft und die missionarische Dynamik verloren.

Wo nicht mehr um die theologischen Kernfragen gerungen wird, werden die Kirchen durch Polarisierungen in aktuellen politischen Fragen bestimmt. Wo in Bekenntnisfragen Grenzen eingerissen werden, werden neue moralistische und politische Trennmauern aufgerichtet.

Wir brauchen das Fundament Jesus Christus, wie die Heilige Schrift ihn bezeugt und an dem die Christen zu allen Zeiten in ihren Bekenntnissen festgehalten haben. Deshalb ist das Engagement für Bibel und Bekenntnis aktiver Einsatz für die Einheit der Kirche Jesu Christi.

4. Bekenntnis zielt auf Evangelisation.

Weil das Bekenntnis zu Jesus und seinem Wort eine evangelistische Zielrichtung hat (Römer 10,9-17), gilt es Menschen zu gewinnen. Gott „will, dass alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat als Lösegeld für alle, als sein Zeugnis zur rechten Zeit.“ (1.Timotheus 2,4-6)

In der Auseinandersetzung über die biblische Wahrheit sehen wir in jedem Diskussionspartner einen von Gott geliebten Menschen, für den Jesus gestorben ist und um den er ringt. Die verfolgten Gemeinden sind uns gerade in dieser Hinsicht ein großes Vorbild. Die Liebe Jesu überwindet Gegner des Kreuzes Christi. Ihnen gilt die Einladung, an Jesus zu glauben und ihm nachzufolgen. Deshalb unterstützen wir durch das Engagement für Bibel und Bekenntnis die missionarische Dynamik der Kirche Jesu Christi.

Was ist zu tun?

■ **1.** *Wir stehen gemeinsam an der Seite von Schwestern und Brüdern, die auf Grund ihres aufrichtigen Bekenntnisses zu Jesus und seinem Wort in Kirche und Gesellschaft unter Druck geraten und angefeindet werden.*

■ **2.** *Wir verbinden Personen, Gemeinden, Gemeinschaften, Organisationen, Ausbildungsstätten und Initiativen, die gleiche Anliegen verfolgen, in einem Netzwerk durch Informationsaustausch und Kooperation.*

■ **3.** *Unsere Aktivitäten sollen geprägt sein von der Liebe zu Jesus, der Treue zur Bibel, ermutigender Glaubensfreude und Eintreten für leidenschaftliche Evangelisation. In unseren theologischen Stellungnahmen wollen wir die seelsorgerische Dimension im Blick behalten. Theologisch-dogmatische Klarheit und die Liebe zu den Menschen sollen uns gleichermaßen bestimmen.*

■ **4.** *Wir halten es für dringend nötig, Christen aller Altersgruppen – insbesondere aber jungen Christen – durch geeignete Materialien in der Gestaltung ihres Glaubens und Lebens, in der Auseinandersetzung mit ihrer gesellschaftlichen Umwelt und in der Erfüllung ihres missionarischen Auftrags zu helfen. Wir wollen dafür die Zusammenarbeit mit innovativen Initiativen suchen.*

■ **5.** *Wir suchen den Kontakt zu Kirchen, Gemeinschaften und Initiativen in der weltweiten Christenheit, die den gekreuzigten, auferstandenen und wiederkommenden Jesus Christus als den alleinigen Retter und Herrn bezeugen und die Autorität der Bibel als Wort Gottes anerkennen. Das mutige Glaubenszeugnis der verfolgten Christen und die leidenschaftliche Evangelisation der jungen Kirchen erweitern unseren Horizont und ermutigen uns in unserem Engagement für Bibel und Bekenntnis.*

■ **6.** *Wir schließen keine Koalitionen mit politisch motivierten Interessengruppen. Wenn wir Stellung beziehen, geschieht dies nicht aus politischen Erwägungen, sondern aus einer biblisch begründeten Haltung.*

■ **7.** *Wir wollen immer wieder prüfen, wie wir diese Aufgaben in Zukunft besser erfüllen können.*

Wir erinnern an die Mahnung des Apostels Paulus (Kolosser 2,8 - 10): „Seht zu, dass euch niemand einfange durch Philosophie und leeren Trug, gegründet auf die Lehre von Menschen und auf die Mächte der Welt und nicht auf Christus. Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig und an dieser Fülle habt ihr teil in ihm, der das Haupt aller Mächte und Gewalten ist.“ ■

Die geistliche Dimension von Kirche ist wichtiger als Zahlen

Vertreter von Landeskirchenrat und ABC sprechen über kirchliche Reformprozesse

Die aktuelle Diskussion um die Weiterentwicklung der evangelischen Kirche angesichts sinkender Mitgliederzahlen stand im Mittelpunkt eines Gesprächs von Vertretern des Landeskirchenrats und des ABC im September 2020. Der ABC-Vorsitzende Dekan Till Roth legte dazu ein Thesenpapier vor, in dem er den seiner Einschätzung nach weithin verbreiteten empirischen Blick auf die Kirche beklagte: Wenn sich der Fokus auf Mitgliederzahlen und Maßnahmen zur „Mitgliederbindung“ und damit auf menschliche Aktivitäten richte, würde die geistliche Bedeutung der Kirche vernachlässigt, so Roth. Im ersten Entwurf des EKD-Textes „Kirche auf gutem Grund“ mit seinen (zunächst) elf Leitsätzen sei zwar im Vorwort auch von einer „Glaubenskrise“ gesprochen worden, im weiteren Text dominierten aber strukturelle Fragen.

Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm dankte für den Impuls und betonte, dass kirchliche Entwicklungsprozesse wie „Profil und Konzentration“ (PuK) in Bayern oder die gerade in der EKD diskutierten Leitsätze ihren tiefen Sinn in der Stärkung des geistlichen Profils hätten. Die empirische Kirche müsse sich immer an der geglaubten Kirche messen lassen. Gerade in stürmischen Zeiten, so der Landesbischof unter Hinweis auf die biblische Geschichte von der Sturmstillung, bestehe die Hauptaufgabe der Kirche darin, auf Jesus zu schauen und ihm zu vertrauen.

Die Sorge, dass sich Kirche vielfach um sich selber drehe, sei grundsätzlich berechtigt, so Oberkirchenrat Michael Martin; letztlich sei die Spannung zwischen „Bewegung“ und „Institution“ von Anfang an in der Kirche angelegt. Doch gerade der PuK-Prozess zeige, dass es möglich sei, zunächst vom Auftrag der Kirche zu denken und nicht von der vorhandenen Institution. Er sei zuversichtlich, dass damit das mancherorts beklagte „Sola structura“-Denken überwunden werden könne.

Als Alternative oder Ergänzung zu den bestehenden Kirchenentwicklungsprozessen schlug ABC-Sprecher Hans-Joachim Vieweger einen Diskussionsprozess zum Thema „Einfach vom Glauben reden“ vor. Ein Impuls von landeskirchlicher Seite könne die vielfach zu beobachtende Sprachlosigkeit in Glaubensfragen aufgreifen. ■

„Geistlich leiten“

ABC-Seminar für Kirchenvorsteher am 7./8. Mai 2021

Haus Lutherrose Neuendettelsau

u.a. mit Pfr. Dirk Acksteiner und Pfr. Swen Schönheit (Berlin)

Zum dritten Mal bietet der ABC ein eigenes Seminar für Kirchenvorsteher an (im vergangenen Jahr musste es leider ausfallen). Nach den jeweiligen Impulsen soll es die Möglichkeit geben, sich in Kleingruppen über die Impulse auszutauschen – das kann gerade dann hilfreich sein, wenn mehrere Kirchenvorsteher aus einer Kirchengemeinde gemeinsam zum Seminar kommen.

Beginn: Freitag, 7. Mai mit dem Abendessen um 18 Uhr
Ende: Samstag, 8. Mai gegen 16.30 Uhr
(für individ. Verlängerung bitte nachfragen)
Teilnahmebeitrag für die gesamte Tagung im Doppelzimmer: 50 Euro / im Einzelzimmer: 60 Euro
Tagungsbeitrag nur für Samstag (inkl. Mittagessen und Kaffee): 15 Euro.

Anmeldung unter: *info@abc-bayern.de* ■

ABC-Sitzungen

Die nächsten Sitzungen des ABC sind am Samstag, 27. Februar in Gunzenhausen und am 9. Oktober in Nürnberg geplant. ■

Thema Datenschutz

Wenn Sie diese ABC-Nachrichten per Post bekommen, können Sie am Adressaufkleber die Daten sehen, die wir von Ihnen gespeichert haben. Wenn Sie aus unserem Verteiler gestrichen werden möchten, bitten wir um Rückmeldung per Post oder Mail an eine der Adressen im Impressum. Eine detaillierte Datenschutzerklärung können Sie unserer Internetseite *www.abc-bayern.de* entnehmen.
Wir freuen uns natürlich, wenn wir Sie weiterhin über die Arbeit des ABC informieren dürfen. ■

Unterstützung gefragt

Wenn Sie den ABC unterstützen möchten – werden Sie doch Mitglied in unserem Freundeskreis. Sie können uns auch sehr helfen, wenn Sie diese ABC-Nachrichten an Interessierte weitergeben.
Mail an *info@abc-bayern.de* ■

Ich möchte den ABC unterstützen und trete dem ABC-Freundeskreis bei:

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

_____

Telefon _____

Email-Adresse _____
(wichtig, um aktuelle Informationen kostengünstig versenden zu können)

Ich bin bereit, den ABC ☐ *monatlich* ☐ *jährlich*

mit EUR _____ *zu fördern. (fakultativ)*

☐ *Bitte nehmen Sie mich aus Ihrem Verteiler und streichen meine Daten.*

Meine/unsere Adresse hat sich geändert:

Name _____

Adresse _____

_____

Bitte senden Sie mir ____ *weitere Exemplare der ABC-Nachrichten.*

Ort, Datum _____ *2021*

_____
Unterschrift

Impressum ABC-Nachrichten 2021.1 (ISSN 2197-9189)

Herausgeber ABC – Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern e.V. **www.abc-bayern.de**

Verantwortlich Till Roth (1. Vors.)
Dr.-Gustav-Woehrnitz-Weg 6, 97816 Lohr a. Main
Telefon 09352-871611

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Layout Annelie Brinkman, München

Bankverbindung Evangelische Bank
IBAN **DE10 5206 0410 0000 2975 18**

Der ABC arbeitet auf ehrenamtlicher Basis. Alle Kosten, z.B. für diese ABC-Nachrichten, werden aus Spenden und Beiträgen der Mitgliedsgemeinschaften finanziert. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung.

Fotonachweis: ELKB/mck (S. 6, 7, 8), ERF (S. 33), Fotolia (S. 44), Unsplash (S. 13, 35), Karikatur Thomas Plassmann (S. 5), alle anderen privat oder unbekannt. Sollten wir gegen uns unbekannt gebliebene Bildrechte verstoßen haben, bitten wir um Kontaktaufnahme unter: info@abc-bayern.de